

Inhalt

Jutta Giani , Die Weite zwischen sich lieben	2
Dann kam alles auf einmal , von Gerd Schmitt	4
Annette Lepenies , Intimität auf Distanz	8
Dorothee Ruddat , Wo stehen wir, wohin wollen wir, ...	10
Roman Löffler , Ein komplettes <i>Ja</i> zueinander	12
Linda Welbeck , Immer in Bewegung	14
Hacer Cat mit Feyza-Ezgi , Das Leben selbst in die Hand nehmen	16
Karen Baumgardt , Eine unbedingte Leidenschaft für die Sache	18
Monika Meier , Familie im PFH-Kontext	20
Mehdi Oroumi , Glück ist genießen können	22
Margit Heinrichs , Ein ungezwungenes Lebensgefühl	24
Lisa Hoffmann und Tatjana Hally , Kinder gehören einfach dazu	26
Waltraud Bürger , Chapeau!	28
Franz Potthoff und Achim Werner , Eine gemeinsame Vision ...	30
Iris Bode , Dem Leben noch mal eine andere Richtung geben	32
Anna Tesch und Rebecca Busch , Der Mensch im Mittelpunkt	34
Dündar Atalay , Musik führt Menschen zueinander	36
Renate Zindler , Man bekommt so viel zurück	38
Gerhard und Inge Richter , Es ist eine Freude, hier zu sein!	40
Jutta Czapski , Ein Ort sich neu zu finden	42
Maxi Juhnke , Blick in Fenster des Lebens	44
Uwe Gottschling , Seelsorge auf Augenhöhe	46
Amela und Monique , Himmelsstürmerin und Erdenmädchen	48
Ingeborg Stiborsky , Mal was anderes	50
Joanna Kalkowski und Selda Altin , Die weite Welt für Jung und Alt	52
Sibylle Hartung , Neue Wege gehen	54
Graziella Cosperec , Wie ein Puzzle, das zusammen passt	56
Sie sind willkommen! von Jutta Burdorf-Schulz	58

Jutta Giani

Die Weite zwischen sich lieben

Wie viele Menschen mögen wohl in den vergangenen 25 Jahren im Kiezcafé gefeiert, gelacht, gesungen, musiziert, gespielt, geredet, diskutiert, sich verliebt, getanzt, gemalt, ge-



bastelt, gearbeitet oder einfach nur Kaffee getrunken und ein Buch oder eine Zeitung gelesen haben? Wie viele mögen hier Rat gesucht und gefunden haben? Für wie viele ist das Café der

Kiezoase zu einem Zuhause geworden für ein paar Monate, ein paar Jahre oder Jahrzehnte? In 25 Gesprächen wollte ich herausfinden, welche Gründe es gab, zu kommen und zu bleiben, wer die Ideen hatte, das Café aufbaute, umbaute, prägte und bis heute mit Leben erfüllt. In 25 Gesprächen mit 31 Menschen habe ich viel mehr erfahren als das: Ich wurde vertrauensvoll mitgenommen auf wundervolle Reisen, Lebensreisen. Sie führten ins Berlin der Kriegs- und Nachkriegszeit, in die spannenden Jahre des 20sten und 21sten Jahrhunderts, in die westdeutsche Provinz, in den Osten Deutschlands vor dem Mauerfall, ins türkische Anatolien, nach Frankreich in die Bretagne, nach Polen und in den Iran. Ich hörte fröhliche Geschichten, traurige und nachdenkliche. Mein ältester Gesprächspartner blickte auf ein langes Leben von 99 Jahren zurück, meine jüngste Gesprächspartnerin ist mit ihren 14 Jahren so alt

wie dieses Jahrhundert. Beide haben mich beeindruckt, genau wie alle anderen auch. Ich habe viel gelernt und mitgenommen aus den guten Gesprächen. Es hat Freude gemacht, darüber nachzudenken und zu schreiben. Ich habe die Augen geschlossen und den Melodien aus Anatolien und dem alten osmanischen Reich gelauscht und ich habe sie verstanden, nicht die Worte, die Töne. Ich habe mich an meine Kindheit erinnert, an den Duft der Früchte, wenn meine Großmutter das Obst zu Marmelade einkochte und einweckte für den langen Winter. Ich habe die Stadt und das Leben aus der Perspektive von 14- und 15-jährigen Mädchen gesehen und begriffen, dass wir Erwartungsdruck rausnehmen und Räume schaffen müssen für Träume. Jeder Mensch, jung oder alt, muss die Möglichkeit haben „ganz gelassen seinen Weg und seine Mitte zu finden.“ „Ein komplettes Ja zueinander, ohne gegeneinander“ muss keine Illusion

sein – das könnte als Empfehlung gelten für eine Gesellschaft, die sich mit Integration noch recht schwer tut. Es ist das Café eines Nachbarschafts- und Familienzentrums, hier trifft man sich, hier grüßt man sich, hier nimmt man sich wahr. Die Generationen können, aber sie müssen sich nicht mischen. Auch das habe ich gelernt: „Intimität auf Distanz“ – da steckt auch Zuneigung drin. Es ist ein Gedanke, den der Dichter Rainer Maria Rilke sehr schön in einem Brief an einen Freund formulierte:

Das Bewusstsein vorausgesetzt, dass auch zwischen den nächsten Menschen unendliche Fernen bestehen bleiben, kann ihnen ein wundervolles Nebeneinanderwohnen erwachsen, wenn es ihnen gelingt, die Weite zwischen sich zu lieben, die ihnen die Möglichkeit gibt, einander immer in ganzer Gestalt und vor einem großen Himmel zu sehen.

Rainer Maria Rilke an Emanuel von Bodman, Westerwede bei Bremen, 17. August 1901

Dann kam alles auf einmal

von Gerd Schmitt

Leiter des Nachbarschafts- und Familienzentrums Kiezoase von 1989 - 2005



1989 war kein gewöhnliches Jahr: Umbrüche in Europa, in Deutschland, in Berlin und – völlig unbescheiden – im Pestalozzi-Fröbel-Haus, genauer gesagt: im 1951 gegründeten Nachbarschaftsheim.

Seit 5 Jahren waren die Mitarbeiterinnen voller Elan mit der großen Umstrukturierung befasst – der JUXIRKUS wurde ins Leben gerufen, die Lückearbeit mit älteren Kindern erlebte erste Erfolge und die Öffnung des Treff-Cafés für die Familien des Stadtteiles war bestens vorbereitet.

Eine Gruppe von Freiwilligen hatte zusammen mit den Sozialpädagoginnen Brigitte Wachsmann und Dorothee Ruddat seit Monaten viele Stunden in die Konzeption und Raumgestaltung des Cafés investiert. In dieser Situation hatte ich als neuer Leiter des Nachbarschaftsheimes die Aufgabe, letzte organisatorische und rechtliche Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Mit dem neuen Treffpunkt sollte ein

Begegnungsort für alle Generationen geschaffen werden. Eine neue Willkommenskultur zeigte sich nicht nur in dem Durchbruch der Fensterbögen zur Straße, einem einladenden Café mit Schwerpunkttagen für die unterschiedlichen Bedürfnisse der verschiedenen Besuchergruppen, sondern auch in der Offenheit gegenüber neuen Gruppen und Initiativen und dem Werben um freiwillige Mitarbeiter aus dem Stadtteil zur Gestaltung des neuen Treffpunktes.

1989 war auch die Geburtsstunde der Marke Kiezoase, mit der wir die Menschen neugierig machen wollten auf die Schätze, die sich hinter den Mauern der Barbarossastraße für sie auftaten – sei es beim wöchentlichen Eltern-Kind-Turnen in der Aula der Fachschule, bei Tanzkursen für Anfänger und Fortgeschrittene oder beim legendären jährlichen Kiezoasensommerfest mit über 2000 Besuchern und einer wunderbaren Atmosphäre mit

„Ein Nachbarschaftsheim lebt in besonderer Weise vom Engagement der Bürger im Kiez.“

Zirkus, Livemusik, Theater, Tänzchen, Kinderspielen, Trödel und Kulinarischem ohne Ende.

Mit einem dünnen 24-seitigen Programmheft, in der Vervielfältigungsstelle des PFH kopiert und geheftet, startete die Kiezoase im September 1989; seitdem folgten in 25 Jahren 50 prallgefüllte Programmhefte, die Tausende von Schönebergern in ihren Briefkästen, ihren Läden und vor Ort im Café Jahr für Jahr im Juni und Dezember vorfinden und sich hier u. a. Anregungen über Bildungsangebote, Selbsthilfegruppen, Feste, Trödelmärkte und Angebote der Partner vor Ort holen. Schon im Vorwort des ersten Programmheftes drückte sich der neue Geist der Kiezoase aus:

„Ein Nachbarschaftsheim lebt in besonderer Weise vom Engagement der Bürger im Kiez. Deshalb möchten wir Sie ermuntern, machen Sie unsere Einrichtung durch Ihre Ideen und Ihr Können mit uns gemeinsam zu einem

Haus für alle, in dem sie sich wohlfühlen können.“

Im September 1989 war es dann soweit – das Kuratorium des Pestalozzi-Fröbel-Hauses gab grünes Licht und der neu gegründete Förderverein des Nachbarschaftsheim übernahm die rechtliche Funktion des Cafébetreibers; der Startschuss war gefallen – Café, Kurse, Veranstaltungen, Gast- und Selbsthilfegruppen erreichten bald eine rasch wachsende Zahl von Familien und Menschen jeden Alters, die die Kiezoase im Laufe der Jahre schätzen gelernt haben.

Danke an alle, die diesen Ort mit Leben erfüllt und geprägt haben – die Hauptamtlichen, die Freiwilligen, die Honorarkräfte und die Besucherinnen und Besucher.

Nach 25 Jahren Café Kiezoase steht die nächste Öffnung an – hin zum Spielplatz – zu Kindern und Familien, die herzlich eingeladen sind, nicht nur zum Jubiläum.



Annette Lepenies

Intimität auf Distanz

Sie beobachtet eine junge Frau, die in den Fenstern der Kiezoase die Angebote studiert, die dort – gleich einer bunten Girlande – an einer Wäscheleine aufgereiht sind. Die junge Mut-



ter beugt sich vor, stützt dem Kind im Tragetuch leicht den Kopf, sie scheint interessiert. „Das ist es,“ sagt Annette Lepenies, „jetzt betritt sie gleich das Café und dann muss jemand da sein.“

Annette Lepenies ist Patin der Kiezoase seitdem das Nachbarschafts- und Familienzentrum in das Bundesprojekt Mehrgenerationenhaus aufgenommen wurde. Das Verhältnis der Generationen zueinander, das Abenteuer „Alt und Jung“ ist ihr Thema seit vielen Jahren, fürwahr nicht das einzige. Das Early Excellence-Konzept ist die Klammer: mit seinem wertschätzenden Menschenbild bietet das Konzept beste Voraussetzungen für die frühkindliche Erziehung als auch für die Philosophie des Mehrgenerationenhauses. Die Pädagogin, Psychologin und Psychotherapeutin Annette Lepenies hat mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet, sowohl in Deutschland als auch in den USA. Sie hat Bücher herausgegeben, sie schreibt Artikel in pädagogischen Fachpublikationen. Sie hat Ausstellungen kuratiert, darunter die vielbeachtete Ausstellung „Alt und Jung“ im Dresdner Hygienemuseum. Sie war Dozentin am

„Das Early Excellence-Konzept ist die Klammer.“

Sozialpädagogischen Institut Berlin. Bis heute ist sie in Kuratorien und Stiftungen aktiv. Unter anderem im Kuratorium der Heinz und Heide Dürr Stiftung, die mit dem Pestalozzi-Fröbel-Haus das Early Excellence-Programm in Deutschland etabliert hat. Annette Lepenies ist offen, begeisterungsfähig und ständig im Gespräch. Sie zieht ein Buch der niederländischen Grafikdesignerin Mies van Hout aus der Tasche. „Heute bin ich ... neugierig, mutig, traurig, zornig“ nimmt die Betrachter mit auf eine wunderbare Reise durch die Welt der Gefühle. Annette Lepenies ist hingerissen: ein Bilderbuch für Jung und Alt, für Kitakinder genauso bezaubernd wie für die älteren Besucher der Donnerstagsgruppe. Sollten sich die Generationen stärker mischen in der Kiezoase? Nein, sagt Annette Lepenies, das ist gut so. Die Offenheit des Kiezcafés ist genau das, was alle Generationen wünschen, „Intimität auf Distanz“ (Rosenmayr) ist

wichtiger als ein Drängen auf Durchmischung. Ein Zuhause für alle? Ja, sagt sie schlicht und fügt hinzu: „Wichtig wäre die Einführung eines ‚Rotations-systems‘, damit ältere Ehrenamtliche



nicht immer in ihrer angestammten Funktion verbleiben, sondern Platz für Jüngere machen, ohne dass sie selbst dadurch ausgegrenzt werden – ein Wechsel, von dem alle profitieren.“

Dorothee Ruddat

Wo stehen wir, wohin wollen wir,
was muss gemacht werden?

Dorothee Ruddat nach den Anfängen vom Kiezcafé zu fragen, bedeutet auf eine Zeitreise zu gehen in die Nachkriegsjahre, als die Amerikaner überlegten, was man tun könnte, um die Deutschen zu guten Demokraten zu erziehen. Das war die Geburtsstunde der Nachbarschaftsheimen in Deutschland und es war naheliegend, dass sich das Pestalozzi-Fröbel-Haus mit seinem Erziehungsauftrag als Träger eines solchen Hauses anbot, das war 1951. Als Dorothee Ruddat 1980 ans PFH kam, bestand die Arbeit im Nachbarschaftsheim vorwiegend aus Seniorenarbeit und einigen Projekten für Kinder im Alter von 3 - 14 Jahren.

Dorothee ist Sozialpädagogin. Geboren in Braunschweig 1940, aufgewachsen in Goslar in einer Pastorenfamilie, entschied sie sich wie viele andere politisch wache Menschen ihrer Generation für ein Studium der Sozialpädagogik. Das war 1971 und Dorothee Ruddat war bereits Mutter

einer 4jährigen Tochter. Ein Umstand, der sie schützte vor politischer Radikalisierung und realitätsbezogener Leben ließ. So sieht sie das in der Rückschau. In Berlin am PFH arbeitete Dorothee Ruddat zunächst mit verhaltensauffälligen Kindern, doch sie wollte herausfinden, was im Bezirk fehlt. Der Erziehungsurlaub wurde eingeführt. Mütter konnten zunächst drei Jahre zu Hause bleiben, fühlten sich fernab der Arbeitswelt aber schnell isoliert und brauchten Möglichkeiten, sich zu treffen und auszutauschen. Die ersten Plakate wurden in die Hauseingänge geklebt, die erste Mutter-Kind-Gruppe war überfüllt. Hier war der Bedarf, hierauf bauten sie die Familienbildungsarbeit auf und waren damit bald ein führendes Nachbarschaftsheim. Ein offener Treffpunkt fehlte. Das Café konnte nach dem Durchbruch zur Straße hin 1989 eröffnet werden. Ein Nichtrauchercafé, in dem die Kinder laut und die Mütter gelassen sein

„Ein Ort, an dem die Kinder laut und die Mütter gelassen sein durften.“

durften. Ein Ort, an dem Erziehungsfragen diskutiert wurden in lockerer Atmosphäre. Ein Ort, der im November 1989 die Türen rund um die Uhr offen hielt, um Besucher aus dem Ostteil der Stadt willkommen zu heißen. Wo stehen wir, wohin wollen wir, was muss gemacht werden? Dorothee Ruddat hat Arbeitstagebücher geführt, um zu sehen, wie eine Entwicklung verläuft, um Qualitätsstandards zu schaffen, hier ist das kritische Bewusstsein und der notwendige analytische Blick. Mit dem Regelwerk eines Öffentlichen Dienstes hat das wenig zu tun. Ein Nachbarschaftshaus muss sich immer am Umfeld und am Bedarf orientieren und beides ändert sich. Sie hat die Standorte der Familienzentren Mehringdamm und Kurmärkische Straße aufgebaut. Die Idee des Nachbarschaftshauses ist eng verbunden mit der Idee der Ehrenamtlichkeit. „Aber“, sagt Dorothee Ruddat, „diese ganzen Häuser kann man nicht mehr

allein auf Ehrenamtlichkeit aufbauen, da die Ansprüche gewachsen sind und Professionalität erwartet wird. Man sollte eine Mischung haben aus Ehrenamtlichen und Professionellen“.



Roman Löffler

Ein komplettes *Ja* zueinander

Techno-Musik, Bücher wie Harry Potter, Herr der Ringe, Filmtrilogien wie Star Wars – wer das liebt, den glaubt man eher in den Clubs dieser Stadt zu treffen als im Café der Kiezoase. In sol-

men auch in die Kiezoase, sitzen im Café mit ihren drei Jungs bei Kakao, Kuchen und Brettspielen. Es gab Sommer, da konnte man sie im Garten sehen hinter dem Kiezcafé unter der



chen Clubs trifft man sie auch, samstags ab Mitternacht tanzend nach archaischen Rhythmen von eindringlicher Monotonie, Techno eben. Roman Löffler und seine Frau kom-

Laube, wenn gegrillt wurde und man sich noch stundenlang unterhielt unter dem grünen Blätterdach, während die Kinder spielten. An diese Erlebnis- se erinnert sich Roman Löffler gerne.

„Kontakte auf entspannte Art und Weise, eine Unterstützung unserer Elternfürsorge“

Die Laube gibt es nicht mehr, dafür den Wanddurchbruch, die neue Öffnung des Cafés zum Osten mit der Terrasse zum Lindenspielplatz. Auf diesen Sommer freut er sich, denn die Jungs brauchen mehr Raum und Möglichkeiten zum Toben.

Roman Löffler ist kein Mensch, der vergangenen Dingen und Zeiten nachtrauert. Natürlich gab es mal eine Zeit, da zogen sie los, das Leben zu entdecken, wohnten im quirligen Prenzlauer Berg, im bunt gemischten Kreuzberg. Jetzt sind sie in Schöneberg verwurzelt, im kleinstädtischen Berlin, wie Roman Löffler sagt, das ist nicht aufregend, aber schön und passend für die Familie. Es gibt ein Gefühl von Geborgenheit. Sie wohnen in einem Familienhaus mit 18 Kindern, da ist es laut, lustig und lebendig, auch das ist schön und fühlt sich richtig an.

In die Kiezoase kamen sie durch den Pekip-Kurs. Eltern-Kind-Nachmittage schlossen sich an, die Etagengruppe,

der Austausch mit anderen Eltern war ihnen wichtig. Die Kinder sind in PFH-Einrichtungen, das Konzept von Early Excellence gefiel ihnen: mehr Beobachtung als Animation, dem Kind mit seinen Stärken Raum geben, damit es ganz gelassen seinen Weg und seine Mitte finden kann. „Das gefällt uns auch am Café: Kontakte auf entspannte Art und Weise, eine Unterstützung unserer Elternfürsorge.“

Harry Potter, Herr der Ringe und Star Wars – Geschichten, die erzählen, wie Bündnisse und Freundschaften entstehen. Bei Techno, sagt Roman, ist der ganze Abend ein Lied. „Ein rhythmischer Kreis, der sich dreht und ich steige ein, steige aus. Bei Techno kommt man tief in den Tanz, tief in die Bewegung – es geht um Balance, um Krafteinteilung. Du musst Deine Mitte finden.“ Das ist, so sagt er, ein komplettes Ja zueinander, ohne gegeneinander.

Linda Welbeck

Immer in Bewegung

Stillstand gibt es nicht bei Linda, Linda ist eine Macherin, sie liebt das Leben, die Farben, den Schmuck und rote Schuhe. Linda hat Freude am Dekorativen, am Kreativsein ohne Gren-



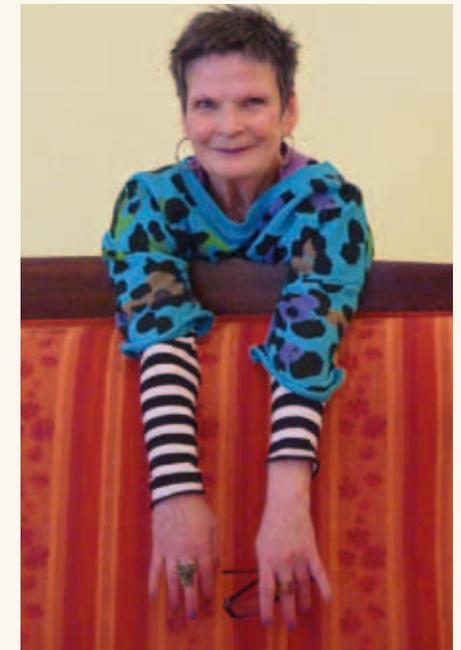
zen. Kaum vorstellbar, dass dies mal anders war. „Es schlummerte“, meint Linda, „dass das alles herauskam, dafür musste ich nach Berlin kommen.“ Berlin – davon hatte sie schon als

Kind geträumt, als sie noch im hessischen Groß Gerau lebte. Viel erfährt man von dort nicht. Nur, dass sie früh heiratete, drei Söhne bekam, nach der Scheidung eine Ausbildung zur Stenokontoristin machte und dann das erste Fenster zur Welt aufstieß: Arbeit im Büro eines schwedischen Geräteherstellers, arbeiten noch mit Telefax und Lochstreifen, in englischer Sprache, daneben die Telefonzentrale. Es war vielseitig und das gefiel ihr und dass eine Arbeit vielseitig ist, das liegt auch an Linda. Irgendwann muss sie zum zweiten Mal geheiratet und einen vierten Sohn geboren haben. Dann reichte es auch, mit der Ehe, mit der Großfamilie, mit Groß Gerau. Die ältesten Kinder waren erwachsen, die Ehe am Ende und Berlin lockte. Mit Kind und Kreppe tuckerte sie im alten Polo nach Berlin und zog nach Tempelhof. Ausgerechnet Tempelhof, lacht Linda „Nach kurzer Zeit hatte ich das Gefühl, ich bin wieder in Groß Gerau.

„Ich konnte etwas geben und habe ganz viel zurück gekriegt.“

Die waren so zugeknöpft.“ In Kreuzberg waren sie weniger zugeknöpft, in Kreuzberg fand Joshua einen Kinderladen, während die Mutter in der „Werkstatt für textiles Gestalten“ lernte, Mode zu zeichnen. Linda entdeckte die Schönheit von Stoffen! Sie entwarf, schnitt zu, nähte und war endlich angekommen in Berlin. Im Kiezcafé gründete Linda eine Nähgruppe, zusammen mit Anna Tesch. Sie hatten viel Spaß, Modeschauen veranstaltet, bis es reichte und Linda ihre Schneiderpuppe wieder mit nach Hause nahm. Diese Puppe steht jetzt neben ihrem „gritzgrünen“ Kinderschreibtisch. Alles hat seine Zeit, auch die Arbeit im Kiezcafé: „eine wunderschöne Aufgabe: Ich konnte etwas geben und habe ganz viel zurück gekriegt.“ Das Café, das war ihr's für eine Zeitlang. Sie kannte die Schüler, Senioren und Kinder, wusste um Vorlieben und Empfindlichkeiten, von Träumen und Problemen. Übrig geblieben ist der

Donnerstag, wenn die Kartengruppe einfällt und alle es so haben möchten, wie Linda es vorbereitet: Die Tische gedeckt, frische Blumen gesteckt und alles jahreszeitlich dekoriert. Übrig



blieb auch der Frauentrödel, den es ohne sie nicht geben würde.

Hacer Cat

Das Leben selbst in die Hand nehmen

Firuze, das ist türkisch. Mit Betonung auf dem u klingt es wie ein Versprechen: firusche. Firuze, das ist der Halbedelstein, den die Künstler fein zerstoßen und als Pigment benutzten für



den Farbton: firuze, türkisch! Es ist die Lieblingsfarbe von Hacer Cat. In Blau blühe ich auf, sagt sie, ich bin glücklich in blau. Wie gerne hätte sie ihrer Tochter diesen Namen gegeben, aber

gemeinsam haben sie sich für Ezgi-Feyza entschieden. Mit Feyza (Wohlstand) und Ezgi (Melodie) kann Hacer Cat auch gut leben. 17.7.71 – ist das nicht ein schönes Datum? Es ist das Datum von Hacer Cats Geburt in einem kleinen Ort im Osten der Türkei. Als „Gastarbeiterkind“, wie sie selbst sagt, kam sie nach Berlin mit der Mutter und der Schwester. Der Vater arbeitete schon hier, drei Brüder blieben zunächst in der Türkei. Es war November, grau, kalt, als sie in Tegel landeten und sie erinnert sich noch gut an die Fahrt mit dem Taxi über den Kurfürstendamm: Alles war geschmückt, alles war bunt, alles war aufregend! Der Weg ging nach Schöneberg in die Bülowstraße. Eine 2-Zimmerwohnung im Hinterhaus, da verbrachte sie die Kindheit, besuchte die Neumark-Grundschule und begann eine Ausbildung zur Bekleidungsfertigerin. Sie lernte einen jungen Mann kennen, Türke wie sie. Er studierte, wollte Grund-

schullehrer werden. Vielleicht wären sie nur befreundet gewesen, hätten eine Beziehung gehabt, wie das heute üblich ist. Damals war das nicht möglich. Sie heirateten. „Viel zu früh“, sagt Hacer Cat, „wir waren zu jung.“ Er entwickelte andere Interessen, war mit anderen Menschen zusammen, führte bald zwei parallele Leben. Ein traditionelles, in der Familie verankertes mit traditionellen Werten, und ein zweites Leben in der Berliner jungen Szene der 90er Jahre. Die gemeinsame Tochter änderte an den parallelen Leben nicht wirklich etwas. Hacer Cat musste eine Entscheidung treffen. Sie begann eine Ausbildung zur Bürokauffrau, reichte die Scheidung ein und nahm ihr Leben selbst in die Hand. Da war Ezgi schon in der Schule. Im Jahr 2006 ging sie in die Babarossastraße zu Kick*, dem Beratungsbüro für arbeitssuchende Menschen und kurz darauf meldete sich Jutta Burdorf-Schulz, die Leiterin der Kiezoase. „Sie hatten Interesse an

mir, sie wollten mich – ich hatte Arbeit“, freut sich Hacer Cat noch heute. Das war ihr wichtig. „Ich möchte Vorbild sein für mein Kind. Sie soll sehen: meine Mutter ist stark!“ Hacer Cat blieb ein Jahr und kommt noch heute regelmäßig in das Kiezcafé. Sie fühlt sich hier aufgehoben, wie sie sagt, immer wieder motiviert und gestärkt. Oft hat auch Ezgi hier auf dem Sofa gesessen, Hausaufgaben gemacht, irgendwann auch einen Babysitterkurs. Zeitgleich mit ihrer Mutter macht sie in diesem Jahr ihren Mittleren Schulabschluss und in 2 Jahren Abitur. Ihre Mutter ist auf dem Weg, Erzieherin zu werden, in berufsbegleitender Ausbildung. Hacer Cat hat ihr Leben in die Hand genommen, und da bleibt es.

*Ein Projekt des Verbunds für Beschäftigung und Qualifizierung, den das Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V. in Kooperation mit der Kiezoase Schöneberg e.V. und dem Pestalozzi-Fröbel-Haus gegründet hatte.

*„Ich möchte Vorbild sein für mein Kind.
Sie soll sehen: meine Mutter ist stark!“*

Karen Baumgardt

Eine unbedingte Leidenschaft für die Sache

Sie hat wache blaue Augen und einen sehr direkten Blick. Sie antwortet, als entwickle sie die Gedanken beim Reden, energiegeladen in einer Geschwindigkeit, der man folgen können



muss, sonst wird man abgehängt. Sie hört genau zu und kommt, egal wie weit sie den Bogen spannt, direkt auf die Frage zurück. Ist sie beantwortet? Ja. Karen Baumgardt beeindruckt:

durch ihre ungebremsste Dynamik, ihren klaren Standpunkt, ihre folgerichtige Argumentation und ihre unbedingte Leidenschaft für die Sache. Man ahnt, dass es gleich mehrere Sachen sind und dass die Kompromissfreude nicht unbedingt dazu gehört.

1991 betritt Karen Baumgardt zum ersten Mal das Kiezcafé. Im Kinderwagen ihre schlafende Tochter, steuert sie das Sofa an, setzt sich in die Runde und ist irritiert: „Ich hatte schon immer Probleme mit Müttern“, sagt sie und fast möchte man lachen, denn das sagt eine Frau, die seinerzeit den Mütteraktionskreis gegründet hatte, mit unglaublicher Energie, Kraft und großem Aufwand eine Ausstellung kuratierte und ein Beiprogramm realisierte, wo es um genau dieses Thema ging: Mütter!

Frauen und Mütter waren Karens Thema lange Zeit auch auf lokalpolitischer Ebene. Die Collagen „Zum Zwang eine gute Mutter zu sein“ sind aus der

„Geflieben ist eine Liebe zur Kiezoase.“

Arbeit mit dem Mütteraktionskreis heraus entstanden. Auf Initiative des Schöneberger Amts für Frauen hatte Karen Baumgardt in den 90er Jahren diesen Kreis mitgegründet, in dem 12 Frauen sehr enthusiastisch für die Interessen der Mütter und Kinder kämpften: Dazu gehörten Aktionen gegen Hundekot, Aktionen auf Spielstraßen. Dazu gehörte auch eine Dokumentation zum Mütteralltag in der Stadt, die Karen Baumgardt im Auftrag des Bezirksamts erstellte. Das umfangreiche Bildmaterial zur Dokumentation wurde im Kiezcafé ausgestellt. Dass der Mütteraktionskreis von der Friedenauer Burg in das Kiezcafé umzog und Karen hier eine weitere große Ausstellung realisieren konnte, geht auf ein Angebot Dorothee Ruddats zurück. Da hatten sich zwei sehr ähnliche Temperamente getroffen. „Dorothee war wach. Sie war klug, kreativ, offen, rundum tolerant und innovativ“, Dorothee Ruddat ist ihre Freundin

geblieben. Geflieben ist auch Karens „Liebe zur Kiezoase“. Es hatte nicht viel gefehlt und sie hätte auch noch Sozialpädagogik studiert. Sozialarbeit braucht enthusiastische Menschen, eine Fehlentscheidung wäre es sicherlich nicht gewesen.

Aber Karen Baumgardt hat viele Interessen. Theaterwissenschaften wollte sie studieren, für die Praxis ging sie ans Renaissance-Theater, entschied sich dann aber für ein Studium an der Technischen Universität: Germanistik, Wissenschaftsgeschichte und Physik. Eine exotische Fächerkombination und ein Novum an der TU. Im Jahr 2005 kamen Gender Studies noch hinzu. Dazwischen hat sie zwei Töchter bekommen, Projektmanagement gelernt, immer gearbeitet und im Fernstudium Gesundheitsberatung belegt. Für dieses Examen muss sie noch lernen, sagt sie, das geht oft nur am Abend. Sprichs, lacht, schwingt sich aufs Rad und fährt davon.

Monika Meier

Familie im PFH-Kontext

Monika Meier deckt den Tisch mit zwei Bechern Kakao, stellt einen Teller mit Kuchen dazu, für sich selbst einen Milchkaffee, um dann schnell in der Kita nebenan Katharina und Florian zu



holen. Während Katharina später zum kreativen Kindertanz im großen Spieltischsaal geht, wird sich Monika Meier mit Florian auf dem Sofa Bilderbücher anschauen oder er trifft hier einen

Spielkameraden, denn an den Familiennachmittagen füllt sich das Café Kiezoase schnell.

Als sie in den Kiez zogen, hatte sie den Becher Kaffee zwar konkurrenzlos preiswert gefunden, das Café selbst jedoch nicht als solches wahrgenommen. „Ich glaube, das ist auch nicht gewollt“, sagt sie: „Es ist ein Treffpunkt. Der Schwerpunkt liegt auf dem Kursangebot.“ Katharina war kaum 8 Wochen alt, da buchte sie den ersten Pekip-Kurs und traf dort Eltern, mit denen sie sich so gut verstand, dass die Gruppe ein ganzes Jahr Bestand hatte und sich noch heute regelmäßig trifft. Eine der Mütter wurde ihre beste Freundin, die Mädchen haben sich ebenfalls gefunden, eine Lebensfreundschaft, sagt sie völlig unpathetisch.

Es gab eine Zeit, erzählt Monika Meier, da war sie täglich hier: Montags und donnerstags bei *Komm vorbei!*, dienstags und freitags in der *Etage*.

„Es ist ein Ort, den meine Kinder und ich als zweites Zuhause empfinden.“

In dieser Zeit, sagt sie, ist die Kiezoase zu ihrem zweiten Zuhause geworden.“ Es ist ein Ort, den meine Kinder und ich auch so empfinden.“ Kiez im besten Wortsinne, sie kannte

pädagogische Grundgedanke, der sich durch alle Einrichtungen des PFH zieht. Das merkt man erst, wenn man mit anderen spricht, die nicht in einer PFH-Einrichtung sind.



so etwas nicht, findet es aber wunderschön. Dass Kita und Kiezoase den gleichen Träger, das PFH haben, das hat sie erst nach und nach festgestellt, dann war ihr klar: „Es ist der gleiche

EEC, das ist so natürlich und logisch: das Kind anschauen, beobachten, wahrnehmen. Da wird nichts aufgedrückt. Es wird geguckt: Wie ist dein Kind, wie bist du.“

Mehdi Oroumi

Glück ist genießen können

Ihm eilt ein Ruf voraus: ein Charmeur soll er sein, galant, elegant, der Pose nicht abgeneigt. Mehdi Oroumi spielt die Geige und wer die Geige spielt, der gibt den Ton an. Es sind traurige Töne, die er seinem Instrument entlockt, melancholische Weisen. Der Iran ist ein melancholisches Land, sagt Mehdi Oroumi, wir haben zu viele Kriege geführt, zu viele Verluste erlitten. Doch die persischen Lieder, die die iranische Musikgruppe jeden Donnerstag im Café der Kiezoase spielt, besingen auch die Liebe, die Sehnsucht, die Hoffnung, den Frühling durchaus auch im übertragenen Sinne zu verstehen. Es mag auch andere Lieder geben, solche, die die Revolution besingen, doch diese werden hier nicht gespielt. Seit den 90er Jahren treffen sich die iranischen Musiker hier in Schöneberg, der Hinweis kam damals von den türkischen Kollegen. Man konnte sich oft noch aus dem Studium an der Technischen Universität Berlin

und hatte sich später wieder getroffen bei Siemens, AEG oder Borsig. Mehdi Oroumi kam 1963 nach Berlin, um an der TU Elektrotechnik zu studieren. Es war das Jahr, in dem John F. Kennedy Berlin besuchte, Ludwig Erhard Bundeskanzler wurde, die SPD eine neue Ostpolitik verkündete und in Frankfurt die Auschwitz-Prozesse begannen. An den Universitäten spiegelte sich das politische Geschehen. Mehdi Oroumi hatte damals Freunde, die politisch aktiv waren, mehr sagt er dazu nicht. Er war angekommen, wohin er wollte, im vielgelobte Land der Technik und tausend Möglichkeiten. Geboren in Anzali, das zu Ehren des Schahs vorübergehend Pahlawi hieß, wuchs Mehdi Oroumi in einem großen Haus mit 17 Geschwistern auf. Der Vater hatte vier Frauen, die alle unter einem Dach lebten, erzählt er mit einem Schmunzeln. „Ich habe nur eine Frau. Da sieht man mal wie brav ich bin.“ Mehdi Oroumi hat als jüngstes

„Wer die Geige spielt, der gibt den Ton an.“

Kind den Vater kaum mehr kennengelernt, erinnert sich aber gerne an das große Haus, die Schule, das Gymnasium, den Fischmarkt, die Atmosphäre in der kleinen Hafenstadt am Kaspischen Meer. Alle zwei Jahre hat er die Familie besucht, bis 1979 auch mit seiner deutschen Frau und der einzigen Tochter, die sich aber nach dem politischen Wechsel nicht dem Diktat der Verschleierung beugen wollten und lieber in Berlin blieben, wenn der Vater die alte Heimat besuchte. Zurück wollte er nie. Mehdi Oroumi ist hier zu Hause, bedauert nur jetzt, selbst keine große Familie gegründet zu haben. Aber es ist wunderschön, eine Tochter zu haben, sagt er mit fester Stimme: „Familie, das ist Liebe!“ Fast 30 Jahre hat er als Ingenieur bei Siemens gearbeitet. Seit 10 Jahren ist er Rentner, wie die meisten seiner Musikkollegen bei Sande-Dellan. Dann und wann treten sie auf, wie kürzlich beim persischen Neujahrsfest, wo er mit seinen

Freunden im Rathaus Schöneberg aufspielte. Die Geige ist ihm wichtig, mit ihr kann er Gefühle ausdrücken. Ansonsten liebt er Filme, die französischen Kriminalfilme, nicht im Kino mit



vielen Menschen, sondern zu Hause. Glück, sagt er, das ist „genießen können“: die Sonne, die Blumen und einen guten alten Rotwein.

Margit Heinrichs

Ein ungezwungenes Lebensgefühl

Auf dem Weg zum Kaufmann lief sie stets am Kiezcafé vorbei und irgendwann, es war im Jahr 2007, lief Margit nicht mehr vorbei, sondern trat einfach ein. Waltraud Bürger sprach sie



an und schon saßen sie am Tisch, tranken Kaffee und plauderten. Waltraud erzählte ihr von der Gartengruppe und Margit war interessiert. Das würde sie wohl auch in ihrem Alter, mit

75 Jahren, noch schaffen: gießen, pflanzen, Unkraut jäten. Wer, wie Margit, bis zum 74sten Lebensjahr gearbeitet hat, der sucht sich auch danach noch Aufgaben, denn nur die Hände in den Schoß legen, das liegt ihr gar nicht. Margit hat immer mit den Händen gearbeitet, erst in der Konfektion und später in einer Maschinenfabrik. Jahrzehntlang hatte sie an der Maschine genäht, mit 56 Jahren war ihr die Akkordarbeit zu viel geworden. In der kleinen Maschinenfabrik ging es familiär zu, sie packte an, wo es nötig war, putzte, kaufte ein, „war Mädchen für alles“, wie sie sich lächelnd erinnert. Da hatte sie sich wohlgeföhlt bis auch diese Arbeit mit 74 Jahren zu anstrengend geworden war.

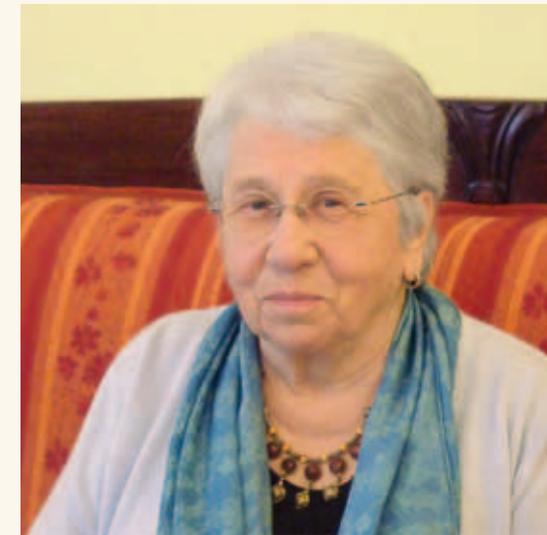
Heute sieht man Margit verlässlich jeden Mittwoch im Kiezcafé: mittags zum gemeinsamen Essen mit den Mitarbeitern an der großen Tafel und ab 18 Uhr mit ihrer Nähgruppe an den Nähmaschinen. Es macht ihr Spaß,

„Ein Ort, an dem sich das Geschehen des Kiezes in mehreren Augen spiegelt – jeder sieht es anders.“

etwas von ihrem Wissen und ihrem Können weiterzugeben. Gelernt hat sie das Schneiderhandwerk nicht, denn als sie nach dem Krieg die Schule abschloss, gab es weder Stoffe noch Garn und schon gar keine Lehrstelle. Sie wurde später angeleitet, hat sich auch viel selbst beigebracht und erst Herrenkleidung, dann Damenoberbekleidung gefertigt.

Geboren und aufgewachsen im Bezirk Prenzlauer Berg, wohnt sie jetzt seit fast 30 Jahren in Schöneberg und föhlt sich auch als Schönebergerin. Es ist ihr Kiez geworden und sie ist froh, im Café jetzt einen Ort gefunden zu haben, an dem sich das Geschehen des Kiezes in mehreren Augen spiegelt – jeder sieht es anders, jeder erzählt eine andere Geschichte, das ist das Interessante, sagt sie, es gibt immer eine andere Perspektive. Sie schätzt die gute Gemeinschaft in der Kiezoase und das Schöne ist, sagt sie „man kann alles spontan machen, man ist nicht

verpflichtet, aber gern gesehen.“ Sie muss sich nicht entschuldigen, wenn sie mal etwas anderes geplant hat. Wenn ihr danach ist, dann nimmt sie ihren Mantel, schlägt die Wohnungstür hinter sich zu, geht runter, einmal um die Ecke und ist im Kiezcafé willkommen – „das ist ein ungezwungenes Lebensgefühl, das ist Freiheit.“



tür hinter sich zu, geht runter, einmal um die Ecke und ist im Kiezcafé willkommen – „das ist ein ungezwungenes Lebensgefühl, das ist Freiheit.“

Lisa Hoffmann und Tatjana Hally

Kinder gehören einfach dazu

Aufrecht stehend passt Theo genau in das untere Schrankfach. Der Zweijährige ist begeistert, das ist ja wie ein eigenes kleines Haus oder ist es vielleicht doch eine Höhle! Immer wieder



steigt er in den Schrank und zieht die Tür hinter sich zu: „Theo weg“. Die Schranktür wird von innen wieder aufgestoßen: Theo wieder da! Theo lacht und freut sich, steigt aus dem Schrank

und wirft mit einem lauten Knall die Schranktür dieses Mal von außen zu, reißt sie wieder auf und das Spiel beginnt von vorne. Fünf, zehn, fünfzehn Mal hintereinander hält seine Mutter Lisa für einen Moment die Luft an: Klemmt er sich jetzt die Finger? Nein, Theo klemmt nichts, er stößt sich nur einmal ganz zum Schluss den Kopf und protestiert. Lisa nimmt ihn in den Arm, tröstet. Theo will auf den Schoß, im nächsten Moment wieder runter und dann doch wieder hoch, er schluchzt. Theo ist ein Kämpfer, im Moment jedoch ein Kämpfer gegen die Müdigkeit und dann ist das Lebensgefühl ein ambivalentes zwischen ja und nein, zwischen wollen und nicht wollen.

Anstrengend, sagt Lisa auf die Frage, was ihr spontan zu Kindern einfällt. Anstrengend, aber schön. Besonders anstrengend ist es für Alleinerziehende wie Lisa und Tatjana, deren Tochter Miralina Theos Spiel nur müde mit den Augen verfolgt hat und dann bei ihrer

„Kinder verändern alles: die Perspektive, die Prioritäten und auch den Freundeskreis.“

Mutter auf dem Schoß eingeschlafen ist. Tatjana ist Kunsthistorikerin und arbeitet als Sachbearbeiterin in einem Verlag. Das wird auch erst mal so bleiben, denn die Arbeitsbedingungen dort sind günstig. Tatjana hatte ihr Leben anders geplant: Studium, Beruf, Karriere – Platz für ein Kind war da eigentlich nicht. Jetzt ist sie froh, Miralina zu haben. „Kinder“, sagt sie, „gehören einfach dazu, zum Leben!“ Auch wenn das heute wieder eine lange Nacht wird, denn „wenn Miralina am Nachmittag einschläft, ist sie zur normalen Schlafenszeit hellwach und putzmunter.“

Tatjana und Lisa haben sich beim Babyturnen in der Kiezoase kennengelernt. Da hatte Tatjana schon einen Pekipkurs in der 1. Etage besucht und Lisa den Erste-Hilfe-Kurs für Eltern von Babys und Kleinkindern. Sie waren sich schnell einig: Es gibt zu wenige Angebote für Alleinerziehende im Bezirk und so wurden sie selbst initiativ.

Joanna, Sozialpädagogin in der Kiezoase hatte sie auf die Idee gebracht: Seit vier Monaten organisieren sie nun einmal im Monat ein Frühstück für Alleinerziehende im Kiezcafé. Kinder, so sagen beide Frauen, verändern alles, die Perspektive, die Prioritäten und auch den Freundeskreis. Lisa arbeitet in Potsdam und wollte schon immer eine Familie haben, eine richtig große mit Mann und vielen Kindern. Nun ist es erst mal die kleinste denkbare: Lisa und der quirlige Theo. „Theo braucht action um sich herum“, sagt sie, „der langweilt sich alleine mit mir. Wenn Achim hier Gitarre spielt, dann ist er glücklich.“ Sie sind oft in der Kiezoase: zum Kinderturnen, zum Kuchen essen, zum Reden, die Elternzeit macht es möglich. Doch wenn sie wieder ganze Tage arbeiten, wird es zeitlich schwierig. „Dann wäre es schön, wenn es am Wochenende auch Angebote gäbe.“

Waltraud Bürger

Chapeau!

Wie viele Schirm- und Ballonmützen Waltraud Bürger besitzt? Viele, sehr viele, sagt sie verschmitzt. In gelb, blau, weiß, pink – immer schick und passend zur Kleidung gibt ihr die jeweilige Kopfbedeckung etwas Flottes, Fröhliches, dem Leben zugewandtes. „Ein buntes Leben“, sagt sie am Ende, „und hoffentlich noch recht lange.“ Am Ende sind wir noch lange nicht, wir fangen erst an.

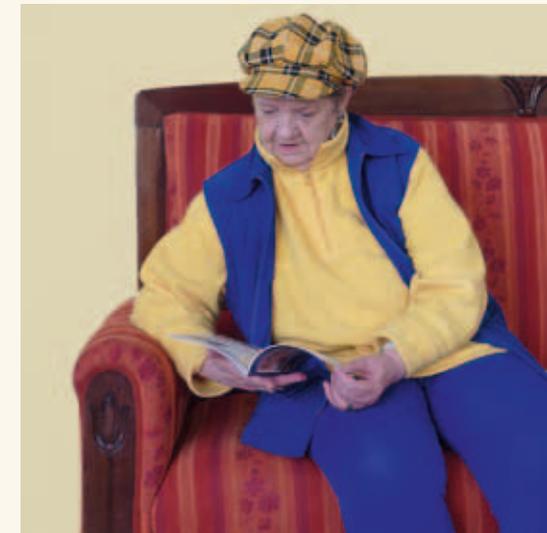
Die Kartengruppe, die Waltraud Bürger leitet, ist nicht nur eine der größten Gruppen, sie ist mit 24 Jahren auch eine der ältesten und gehört praktisch schon zum Inventar des Cafés. Waltraud Bürger ist ihr bunter Mittelpunkt, sie integriert, sie schlichtet, sie sorgt für reibungsloses Wohlbefinden. Am Kiezcafé schätzt sie das freundliche Miteinander, dass sich Menschen hier geborgen und aufgehoben fühlen und dass ich die Möglichkeit habe mich einzubringen, denn alles, was ich gebe, kommt mit Riesen-

schwung zurück. Das ist wichtig, das Gefühl: ich werde noch gebraucht.“ Besonders wichtig war dieses Gefühl nach dem Tod ihres Mannes 1992, als plötzlich alles weg war: der langjährige Gefährte und der Beruf, den sie aufgegeben hatte, um ihn zu pflegen. Geboren im Jahr 1939 wuchs Waltraud Schoback mit drei Geschwistern am S-Bahnhof Neukölln auf, im Lärm des Krieges, erinnert sie. Die Eltern hatten einen Kohleplatz und die Kinder viel freies Gelände zum Fußball- und Handballspielen. Ein Umstand, den auch die anderen Kinder zu schätzen wussten, an Freunden mangelte es Waltraud nicht. Sie war selbst ein halber Junge, half mit, wenn die Kohlen in Loren ankamen und umgepackt werden mussten und nahm die 10 Jahre ältere Schwester zum Vorbild, „als ich ein Mädchen wurde.“ Nach der Schule ging sie in den Einzelhandel und hatte Glück: Der Chef erkannte ihr Talent zur künstlerischen

„Das ist wichtig, das Gefühl: ich werde noch gebraucht.“

Gestaltung und ließ sie immer häufiger mit dem Dekorateur zusammenarbeiten. Waltraud lernte schnell und hatte, kaum 30 Jahre alt, den Mut sich selbstständig zu machen, als Dekorateurin. Ihr Mann, inzwischen war sie mit einem Ingenieur verheiratet, unterstützte sie darin. Auf Lederwaren und Schuhgeschäfte spezialisierte sie sich und entdeckte eine Marktlücke: Senioren, denn „wer hatte schon Lust, bequemes Schuhwerk und Einlagen zu dekorieren.“ Wittstock war ihr größter Kunde, Wittstock brachte sie zum Kudamm: Eröffnung mit viel Prominenz, der Schauspieler Günter Pfitzmann war dabei, Berliner Institutionen. 21 Jahre lang hat Waltraud Bürger in diesem Beruf gearbeitet. „Wenn alle über die Arbeit stöhnten, hatte ich ein schlechtes Gewissen, denn das war keine Arbeit, es hat Spaß gemacht.“ Der Tod des Mannes veränderte vieles. Sie gab die große Wohnung auf, war froh im Kiezcafé Aufgaben zu fin-

den: die Gartengestaltung, die Kartengruppe, die Computerhilfe, auf die sie anfangs selbst angewiesen war. Ein 15-jähriger Junge aus einer Wohngruppe half ihr, bis sie selbst mit Pho-



toshop umgehen konnte und heute ehrenamtlich Hilfe anbietet. Chapeau, Waltraud! das ist nicht nur eine Anspielung auf ihre Kopfbedeckung.

Franz Potthoff und Achim Werner

Eine gemeinsame Vision von Stadtteilwohnen

Achim Werner und Franz Potthoff bringen zusammen 122 Jahre auf das Sofa. Franz Potthoff ist der Ältere und kennt Berlin noch aus Zeiten, da man Wohngemeinschaft noch Kommune



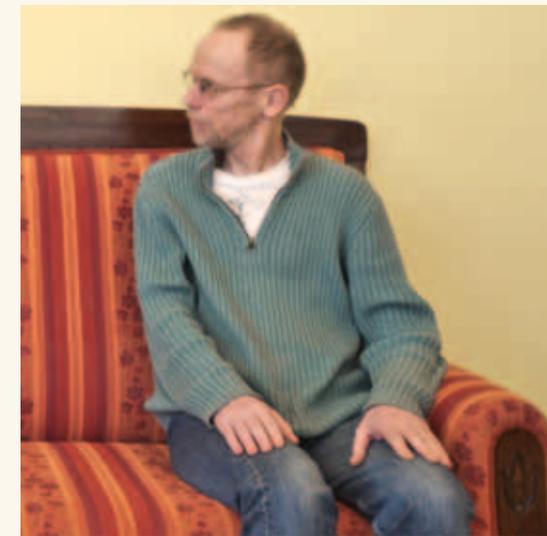
nannte und das Team ein Kollektiv war. Sofas, wie das Kiezoasensofa, landeten damals auf dem Sperrmüll, wo junge Leute sie entdeckten und in die Musikkeller, Teestuben, Verlags-

kollektive und in ihre Wohnungen schleppten. Berlin hatte damals schon Strahlkraft, nicht so sehr für Häuslebauer und Investoren, sondern für junge Menschen, die der Bundeswehr oder schlicht der Enge westdeutscher Provinzen entkommen wollten. Franz Potthoff war einer von ihnen. Franz studierte Betriebswirtschaft zu einer Zeit, da andere sich für Volkswirtschaft, Politologie oder Soziologie immatrikulierten und das große Ganze, das System, die Gesellschaft verändern wollten. Auch Franz wollte das. Er wollte ein guter Chef werden. Dutsches „Marsch durch die Institutionen“ hatte er im Kopf und an dessen Ende stand eine andere Art von Unternehmensführung als die paternalistische. Franz zog in eine Kreuzberger Wohn-gemeinschaft, bekam einen Sohn, trat einem Kneipenkollektiv bei und blieb. Bei Wohnungen auf Vorkriegs-Niveau mit schlecht gewarteten Ofenheizungen, klammern Wänden und undichten

„Der Raum ist da für Bürgerbeteiligung.“

Fenstern, ohne Bad und warmes Wasser, dafür aber mit im Winter eingefrorenen Außenklos, war die Kneipe um die Ecke Zufluchtsort, Treffpunkt, verlängertes Wohnzimmer. Auf über 30 Jahre „Sozialarbeit hinter der Theke“ kann Franz Potthoff zurückblicken. Als Sozialarbeiter, sagt Achim Werner, machst Du eine Arbeit, deren Erfolg sich schwer messen lässt. „Wie viele Abstürze konnten wir verhindern, weil die Leute über uns Möglichkeiten fanden, sich Hilfe zu holen?“ Achim kam 1988 nach Berlin, in die Leitung des Kinder- und Jugendprojekts Juxirkus. Er hatte in Münster studiert, in Bonn beim Verein Internationale Jugend-gemeinschaftsdienste gearbeitet. Mit Frau und zwei Kindern zog er ins Albert-Schweitzer-Kinderdorf, bekam ein drittes Kind und 6 Pflegekinder dazu. Gleichzeitig war er Projektleiter, Ansprechpartner und Freund für eine ständig wachsende Zahl von Lücke-Kindern. An fünf Jahre Juxirkus schloss

sich der Schülerclub an. Heute betreut er die Website, die Kurse, die Trödel-tage und gestaltet zur Begeisterung von Müttern und Kindern die Musiknachmittage, seine Lieblingstage.



Was Franz und Achim sich wünschen: Mehr politisches Engagement, eine gemeinsame Vision von Stadtteilwohnen, mehr Verantwortung, der Raum ist da für Bürgerbeteiligung.

Iris Bode

Dem Leben noch mal eine andere Richtung geben

Zwei Frauen in einem umgebauten Auto durch Berlin mit einem mobilen Verkauf von selbstgebackenem Kuchen – eine tolle Idee und ein Unternehmen, das durchaus erfolg-



versprechend schien, vorausgesetzt der Kuchen schmeckt. Es gehört Mut dazu, Schwung, Wille, Fröhlichkeit und die Lust am Neuen – all das hatte Iris als sie 2012 im August 65 Jahre alt

wurde, nach 45 Jahren Berufstätigkeit in Rente ging und mit einer Freundin darüber nachdachte, was Spaß machen und ausfüllen könnte. Ein ähnliches Projekt war ihnen in Kopenhagen aufgefallen und Iris, die immer von einem kleinen Hotel geträumt hatte, war wie elektrisiert. Auch, wenn aus dem Zwei-Frauen-Unternehmen nichts geworden ist, es stand kurz vor der Verwirklichung. Dem Leben noch mal eine andere Richtung geben, das will Iris noch heute.

1947 im Harz, in der Nähe von Goslar geboren, hatte sie sich für die Erzieherinnenausbildung entschieden, in Kinderheimen in Hamburg, Pinneberg und Münster gearbeitet bis sie 1971 nach Berlin kam, der Liebe wegen. Die Protest-Kultur der 60er Jahre hatte inzwischen die Kinderzimmer erreicht. Über Methoden und Ziele der Erziehung – anti-autoritär oder autoritär – wurde debattiert, selbstverwaltete Kinderläden entstanden. Für die Kitas

„Ruhestand, das ist viel Lebendigkeit, sich freuen auf Neues“

in kirchlicher Trägerschaft jedoch waren die pädagogischen Vorstellungen von Iris zu modern, sie flog und landete an einer Weddinger Grundschule. Sie studierte berufsbegleitend an der Pädagogischen Hochschule, sie machte eine Ausbildung zur Sprachtherapeutin, eine Psychomotorik-Ausbildung sowie eine Ausbildung für Lese- und Rechtschreibschwäche. Das war gefragt an den Schulen in sogenannten Brennpunktbezirken und wurde immer wichtiger. Inzwischen war Iris selbst Mutter eines Sohnes geworden, hatte ein halbes Jahr ausgesetzt, um dann wieder an den Grundschulen mit einer stetig wachsenden Zahl von Kindern zu arbeiten, die Hilfe dringend nötig hatten. Die Kinder sind nervöser geworden, sagt sie, gehetzter, überdreht, nur Computerspiele und Internet im Kopf. Iris sieht das aus pädagogischer und psychologischer Perspektive kritisch.

Sie ist froh, sich mit ihrer ehrenamtli-

chen Arbeit im Café ein kleines Stück Traum vom Hotel erfüllen zu können. Ruhestand, das ist viel Lebendigkeit, sich freuen auf Neues. Zu Hause im Nachbarbezirk ist sie politisch aktiv im Rüdinet, einem Bürger-Netzwerk. Sie engagiert sich in der Baumgruppe und hat erst kürzlich wieder einen Arbeiter von der Hebebühne heruntergeholt, der Bäume wie Kleiderständer zurechtstutzte. Reisen ist ihr wichtig, die Öffnung nach draußen, Kulturen kennenlernen. Es gibt aber auch die Reisen um die Ecke. So kam sie in die Kiezoase: durch die Kiezspaziergänge, die andere Blickwinkel ermöglichen. Sie kann sich für die Zukunft vorstellen, auch etwas zum Kurs-Programm beizutragen. Autogenes Training hat sie gelernt, das würde sie gerne den Müttern und Eltern anbieten, die sie im Kiezcafé trifft. „Eine Entspannungsübung, die du überall einsetzen kannst, an jeder Laterne, an jedem Einkaufswagen, überall und sofort.“

Anna Tesch und Rebecca Busch

Der Mensch im Mittelpunkt

„Anna war immer da.“ „Anna hat mir zugehört.“ „Anna hat mich bestärkt.“ Viele Fäden laufen bei Anna Tesch zusammen. Anna mit den lachenden Augen. Anna, von der ein Strahlen



ausgeht, das nicht nur ihren kleinen einjährigen Sohn bezaubert. Wie gut, dass Anna ihren Weg gefunden hat dorthin, wo sie mit Menschen arbeitet, denen es nicht immer nur gut

geht. Anna Tesch ist Sozialarbeiterin und stellvertretende Leiterin der Kiezoase. Es ist nicht selbstverständlich, dass Menschen so schnell ihren Platz finden. Auch Anna war nach der Schule erst mal im Zweifel, ob ein Studium der richtige Weg für sie wäre. Sie entschied sich für eine Ausbildung zur Bürokauffrau und bemerkte, das ist es nicht. Nun wählte sie das Studium der sozialen Arbeit, wovon die Eltern immer abgeraten hatten, obwohl sie selbst in sozialen Berufen beheimatet sind, oder gerade aus diesem Grund. Ihr Urteil: Psychisch belastend und schlecht bezahlt! Anna aber war der Beruf vertraut, naheliegend und sinnvoll. „Man muss“, sagt sie, „natürlich Interesse am Menschen mitbringen.“ Es mag idealistisch klingen, aber es ist sehr schön, eine Arbeit zu haben, bei der klar ist, für wen ich das mache und warum. Ich muss moralisch dahinter stehen.“

Der Mensch im Mittelpunkt – das war

auch der Maßstab in Rebecca Buschs Familie. Rebecca studiert Sozialarbeit und kam, wie einst auch Anna, über das Praktikum in die Kiezoase. Jetzt betreut sie den Offenen Treff auf Honorarbasis und schreibt ihre Examensarbeit. Mit dem Studium hat sich Rebecca ein breiteres Arbeitsfeld geschaffen, als sie es noch als Erzieherin hatte. Acht Stunden in der Kita, sagt Rebecca, das war bei schlechtem Personalschlüssel oft psychisch belastender. Die offene Arbeit mit Kindern, Familien und Senioren macht ihr Spaß und inspiriert sie. „Wir bekommen so viel Bestätigung von den Müttern, den Eltern. Wir haben einen Job, der uns mit Menschen zusammenbringt. Wir reden auch untereinander darüber, wir hören uns gegenseitig zu, entwickeln Ideen, setzen um, es ist eine kreative Arbeit.“

Anna hat mit der Kiezoase den Arbeitsbereich gefunden, den sie sich vorgestellt hatte. Ein Familienzentrum, sagt

„Letztendlich kommt es darauf an, was die Menschen wollen.“

sie, das ist was Schönes, Vielseitiges, Präventives. Anna genießt es, die Familien über Jahre hinweg in den Gruppen und im offenen Angebot der Kiezoase begleiten zu können. Der Ort ist wichtig für die Eltern, sagt sie, das ist Nachbarschaftsarbeit. Da gibt es Arbeitsfelder die weniger erquicklich sind, Arbeit mit Menschen in Zwangskontexten, Arbeit mit Menschen, die große Probleme haben. Natürlich, sagt Anna, gibt es auch in Familien Krisen.“ Wir unterstützen in solchen Situationen, aber wir haben keine Kontrollfunktion. Wir müssen das Leben der Menschen nicht beurteilen.“ Wo steht das Kiezcafé in der Zukunft? Der Spielplatz, sagen beide, kann jetzt mitgedacht und Teil des Cafés werden. Er wird es beleben und ihre Arbeit inspirieren. „Letztendlich, sagt Anna, kommt es nicht darauf an, was wir Sozialarbeiter wollen – sondern was die Menschen wollen.“ Das wird Anna herausfinden, denn Anna hört zu.

Dündar Atalay

Musik führt Menschen zueinander

Er wählt die Worte mit feinem Bedacht. Elegant, wie in einem langsamen Tanz dreht, wendet und bewegt er sich mit der Sprache. Man hört ihm gerne zu, wenn er spricht – Dündar



Atalay, der Mann aus Anatolien ist ein Virtuose der deutschen Sprache. Mag sein, dass er ein exzellentes musikalisches Gehör hat. Mag sein, dass ihm die Beherrschung sowohl der türki-

schen als auch der englischen Sprache beim Erlernen dieser 2. Fremdsprache geholfen hat. Er mag Menschen, er liebt Sprachen und welche Sprache ist universeller als die Sprache der Musik. „Musik“, sagt Dündar Atalay, „führt Menschen zueinander.“

Seit 1994 führt die türkische klassische Musik Menschen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher sozialer Herkunft zusammen, um zu musizieren und zu singen. Sie stammen aus unterschiedlichen Regionen in der Türkei. Es sind Rentner darunter, Kreative, Lehrer wie Dündar Atalay und seine Kollegin, eine Konsulatslehrerin. Sie kommen hierher, weil sie sich wohlfühlen. „Das Café der Kiezoase ist zu unserem Wohnraum geworden“, sagt Dündar Atalay. Vor 42 Jahren kam er nach Berlin, um an der Technischen Universität Maschinenbau zu studieren. Er hat Familie gegründet und arbeitet seit 30 Jahren als Lehrer für Mathematik und Englisch mit

„Das Café der Kiezoase ist zu unserem Wohnraum geworden.“

benachteiligten Jugendlichen. Er ist überzeugt, „wenn die Entscheidungsträger die Wichtigkeit dieser Arbeit anerkennen und entsprechend unterstützen würden, wären wir einen

als türkisch, osmanisch, wie Dündar Atalay erklärt. Die Osmanen haben sehr viel aus dem Persischen entlehnt. Die Kultur, sagt er, ist sehr wichtig für alle Menschen. Wer sie nicht ausüben



Schritt weiter.“ Dündar Atalay packt seine Kurzhalslaute aus, die Gruppe übt für einen Auftritt an einer Schule. Geprobt wird ein Stück aus dem 18. Jahrhundert, der Text mehr persisch

darf, verschließt sich. Wer sie leben kann, öffnet sich auch anderen Kulturkreisen. Und „schließen Sie die Augen und hören Sie: Musik ist die Erinnerung unserer Seele.“

Renate Zindler

Man bekommt so viel zurück

Sie kommt gerne ins Café der Kiezoase, freut sich, wenn sie alte Mitstreiter/innen trifft, wenn Pläne und Ideen, die noch während ihrer Arbeitszeit im Ansatz entwickelt wurden, Gestalt annehmen und in die Tat umgesetzt werden können. Dazu gehört auch die Öffnung des Cafés zum Spielplatz. Das war ein uralter Traum, erzählt Renate Zindler, erfüllt hat er sich zu ihrer Zeit nicht. Ob Linda, Roswitha oder Sybille – viele Frauen kennt sie noch aus dem Frauengesprächskreis, den sie über viele Jahre hinweg geleitet hatte. Mit Linda und Roswitha hatte das Kiezcafé die Gestalt angenommen, die es heute hat: Man öffnet schon am frühen Vormittag, heißt die Besucher willkommen, ist immer informiert, freundlich und zugewandt. Man muss sich mit der Arbeit hier ein Stück weit identifizieren. Das ist wichtig, sagt sie, denn die Menschen hinter dem Café-tresen sind die ersten, auf die Besucher treffen.

Es war nicht selbstverständlich, dass Renate einmal die Seniorenarbeit übernehmen würde. Als sie es dann 1997 doch tat, hat ihr diese Arbeit viel Spaß gemacht. Es war richtig, sagt sie im Rückblick, sie war motiviert, es passte in ihr Leben. Mag sein, dass sie anfänglich etwas zurückgeben wollte, ihre Eltern waren gestorben und Abschiede hinterlassen oft das Gefühl, nicht alles gesagt und getan zu haben in ausreichender Form. Was ihr auffiel: Sie bekam jetzt viel zurück an Dankbarkeit, Bestätigung, Zuneigung. Die Menschen, mit denen sie zu tun hatte, gaben ihr das Gefühl, eine sinnvolle, nachhaltige Arbeit zu leisten, wichtig zu sein.

Renate Zindler ist gebürtige Berlinerin, Jahrgang 1945, in Neukölln geboren und aufgewachsen, wie alle Kinder ihrer Generation vorwiegend auf den Straßen des Kiezes. Sie wird Erzieherin, geht in eine Kreuzberger Kita, verlässt Berlin, arbeitet in einem

„Man muss sich mit der Arbeit hier ein Stück weit identifizieren, das ist Nachbarschaftsarbeit!“

Kinderheim auf Borkum, zieht nach Frankreich, später nach Schweden und dann studiert sie Sozialpädagogik in Düsseldorf, an einer fortschrittlichen Hochschule. 1977 kehrt sie nach Berlin zurück und geht gleich als Kita-Fachberaterin ans Pestalozzi-Fröbel-Haus. Sie gehört damit zu den Pionier/innen auf diesem Gebiet. Erst zwei Jahre zuvor waren in Berlin Kita-Fachberatungsstellen eingerichtet worden als Antwort auf die „Bildungskrise“ der 60er Jahre, Kita war jetzt Bestandteil des Bildungssystems. Renate Zindler erinnert sich, dass die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Kiezoase fortschrittlicher war als die Pädagogik in den Kitas. Die Kiezoase stand damals für: Lücke-Arbeit im Kiez, Spielschuppen, Kiezladen, Schul-arbeitszirkel. Das war der Zeit angepasst. 20 Jahre bleibt Renate Zindler in der Fachberatung, engagierte Jahre. Dann wechselt sie in die Kiezoase, um hier noch mal etwas ganz anderes

zu machen: Seniorenarbeit. Das bedeutete damals auch Café-Arbeit mit Programm: „Senioren, die schreiben, haben hier ihre Geschichten vorgelesen. Tolle Feste, Geburtstage und



Jubiläen wurden gefeiert, dann die Ausstellungseröffnungen mit vielen Menschen, das war voller Leben, das habe ich immer geliebt.“

Gerhard und Inge Richter

Es ist eine Freude, hier zu sein!

Es muss schwerwiegende Gründe geben, wenn Gerhard und Inge Richter den Seniorennachmittag ausfallen lassen, denn dieser Termin ist ihnen heilig. „Dienstags zum Seniorenfrüh-



stück und donnerstags zum Kaffeetrinken ins Kiezcafé – das ist unser Leben“, bekräftigt Gerhard Richter mit fester Stimme. Wenn das nicht geht, dann fehlt ihm etwas Wesentliches:

die Freude. Gerhard Richter feiert im November seinen 99sten Geburtstag, seine Frau Inge im selben Monat den 96sten. Und um diesen beeindruckenden Zahlen noch einige hinzuzufügen: Sie sind seit 80 Jahren befreundet und seit 74 Jahren verheiratet.

Kennengelernt haben sich Gerhard und Inge Richter 1934 im Filmtheater ihrer Heimatstadt Magdeburg, wohin ihr Turnverein sie zu einer Filmvorführung eingeladen hatte. Was vorne über die Leinwand lief, daran erinnern sie sich nicht mehr, aber sie saßen nebeneinander und sie gefielen einander, das wissen sie noch genau. Die Schul- und Ausbildungszeit verbrachten beide in Magdeburg, wo Gerhard Richter 1937 zum Wehrdienst eingezogen wurde. Zwei Jahre später musste er an die Front, aber er hatte Glück: sein Dienst war stets in einer Schreibstube: in Polen, in den Niederlanden, in Frankreich, in Jugoslawien, in der Ukraine, in der Sowjetunion.

„Dienstags zum Seniorenfrühstück und donnerstags zum Kaffeetrinken ins Kiezcafé – das ist unser Leben“

Gerhard Richter sind die Orte noch sehr präsent, immer wieder hat er vor Schülern darüber berichtet. Seit 2006 ist er Mitglied bei der Zeitzugzeugenbörse und gibt sein Wissen, seine Erfahrungen, seine Erlebnisse an junge Menschen weiter. Das macht er gerne, das erinnert ihn an seinen Beruf. Gerhard Richter war bis zu seiner Pensionierung Sportlehrer. In Magdeburg noch an einer von ihm mit gegründeten Ingenieurschule, bis er Magdeburg 1955 verlassen musste. Er hatte Offiziere der Nationalen Volksarmee brüskiert und es gab Leute, die waren schon wegen geringfügigerer Vergehen abgeholt und weggesperrt worden. Die Familie reiste hinterher, die Tochter war damals 12 Jahre alt.

Nach Stationen in Wolfsburg, Braunschweig, Bad Oeynhausen, Oberurff und Herten-Westerhold haben sie viele Jahre in Geltendorf, Oberbayern gelebt und Inge Richter erinnert sich noch gerne an den Blick auf die

Zugspitze von ihrem Garten aus. Inge Richter hatte eine Lehre zur Bilanzbuchhalterin gemacht, in der Schulverwaltung, in Hotels, später auch als freiberufliche Sportlehrerin gearbeitet. Der Sport hat immer eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt. 1927 war Gerhard Handstandmeister und wollte zu den Reichsartisten. Daraus wurde nichts, der Vater verbot es. Aber zum Vizepräsidenten des Deutschen Volleyballverbands hat er es gebracht und als Bundessportwart viele große Sportveranstaltungen organisiert.

Seit 2006 lebt das Ehepaar in Berlin bei der einzigen Tochter in einer gemeinsamen sehr großen Wohnung in Schöneberg, in der jeder seinen eigenen Bereich hat. Sie fühlen sich wohl, sie haben sich eingerichtet, sie haben ihr festes Wochenprogramm, die Stunden im Kiezcafé. Und Gerhard Richter spart schon auf das große Fest zu seinem 100sten Geburtstag.

Jutta Czapski

Ein Ort, sich neu zu finden

Hier hat David seinem kleinen Bruder zum ersten Mal einen Kuss gegeben. Da war Benni gerade mal drei Wochen alt und die Familie noch dabei, sich neu zu finden: David in der Rolle des großen Bruders, der die Aufmerksamkeit der Eltern seit genau drei Wochen zu teilen hatte, Jutta Czapski und ihr Mann Sören, die den Familienalltag nun plötzlich mit zwei Kindern neu organisieren mussten.

Schon oft hatten sie vor der Kiezoase gestanden und durch die Scheiben in das Café geblickt. Mal sahen sie ältere Damen Karten spielen, mal wurde musiziert, gebastelt, gestrickt. Aber sie beobachteten auch Mütter mit Kindern bei Kaffee, Kakao und Kuchen oder einfach ins Gespräch vertieft. Etwas Intimes umgab das Café. Es schien ihnen stets wie eine geschlossene Gesellschaft, in die sie nicht so einfach eindringen konnten. Doch dann hatten sie sich ein Herz gefasst, die Tür aufgeklinkt und waren fröhlich

und zu ihrem Erstaunen vollkommen unkompliziert empfangen worden. Pekip-Kurse folgten, Familiennachmittage mit malen und singen oder Apfelkuchen backen unter Männern. Irgendwann setzte David mit Wasserspielen das Bad unter Wasser, er durfte! Der Garten wurde zur Baustelle – kein Problem, sie erhielten Wannen mit Wasser und zogen auf den danebenliegenden Spielplatz. Es ist das Unkomplizierte, das Undogmatische, das Improvisierte, das Jutta Czapski so liebt an diesem Ort. Sie hält inne und überlegt: „Es ist ein geschützter Ort, an dem mir das Gefühl vermittelt wird: Schön, dass Du da bist.“

Als Kunsttherapeutin im Kinderhospiz Sonnenhof begleitet Jutta Czapski schwer erkrankte Kinder, deren Geschwister und Eltern. Sie arbeitet mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen und hat eine Gruppe gegründet, in der verwaiste Eltern Möglichkeiten finden mit ihrer Trauer umzugehen.

„Es ist ein geschützter Ort, an dem mir das Gefühl vermittelt wird: Schön, dass Du da bist.“

Seitdem sie wieder arbeitet, ist die Familie nicht mehr ständig im Café. Die Kinder gehen in einen Kinderladen in der Nähe. Kiez, so Jutta Czapski, das sei das Hallo auf der Straße und die Kiezoase mit ihrem Café mache den Kiez menschlicher. Ein Ort, um Wurzeln zu schlagen, ein Ort, an dem sie sich geborgen fühlen.

Auf dem Jugendstilsofa haben sie schon beim ersten Mal Platz genommen. Es ist ihr Platz, den sie ansteuern kaum dass sie das Café betreten haben und jedes Mal, so erzählt Jutta Czapski, sei sie irritiert, wenn bereits andere es sich dort bequem gemacht haben.

Heute laufen David und Benni quer durchs Café in den Gang an ein, zwei, drei, vier, fünf Türen vorbei bis in das große Büro, in dem sie Achim und Franz besuchen und nach einigen Minuten stolz mit ihren Stempeln zurück kommen. David durfte auch mal Achims Gitarre ausleihen; wie

ein Schatz trug er sie nach Hause und strich jeden Morgen und jeden Abend ganz vorsichtig über die Saiten. Das Kiezcafé ist ihnen ein zweites Zuhause geworden.



Maxi Juhnke

Blick in Fenster des Lebens

Wer sich aufmerksam die Bilder anschaut, entdeckt auf Seite 7 eine ganz junge schlaksige Maxi Juhnke im Frack mit Zylinder hinter einer Drehorgel inmitten ihrer Schauspieler/innen: „Zille sein Milljöh“ hieß das Theaterstück und es war nicht das einzige, das Maxi Juhnke auf die Bühne brachte. Mal mit Senioren, mal mit Kindern, mit Jugendlichen, mit Erzieherinnen des PFH, der Laientheatergruppe ‚Die StattBühne‘ – Maxi hat eigentlich immer Theater gemacht und macht es bis heute.

1972 kam sie zum Studium nach Berlin, schrieb sich für Theaterwissenschaft, Philosophie und am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaften an der Freien Universität ein. Für junge Menschen war Berlin zu dieser Zeit die aufregendste Stadt in Deutschland. Hier tat sich was: an den Universitäten, auf der Straße, in den besetzten Häusern, in einer jungen politischen Szene und in der

pulsierenden experimentierfreudigen Kulturszene. Ob Theater, Oper, Konzert, bildende Kunst – dank der Subventionen war alles auch für Studenten und Wenig-Verdiener noch bezahlbar, ein kulturelles Eldorado. Mit dem Spielmobil Bollerwagen, der ersten mobilen Jugendfreizeiteinrichtung ihrer Art, zog Maxi durch Reinickendorf, arbeitete mit Puppen- und Figurentheatern, führte Regie in verschiedenen Stadtteilen. Mit Kinder-, Jugend- und Kulturprojekten tourte sie durch die Stadt. „Geniale Zeiten“, die bald vorbei waren. Maxi Juhnke hatte an der Hochschule der Künste ihren Abschluss in Theater- und Spielpädagogik gemacht, da änderte sich alles: Die Mauer fiel und mit ihr die Berlin-Subventionen. Viele Projekte in der freien Kulturszene wurden gestrichen. Bei den Gründungstreffen zur Dezentralen Kulturarbeit lernte Maxi Juhnke Dorothee Ruddat kennen und schon bald gehörte die Theaterarbeit

„Ich hatte also acht Viertel und habe damit das Café in einen Schweizer Käse verwandelt.“

zum festen Programm des Nachbarschaftsheim. Aus der Theaterarbeit entwickelte sich die StattBühne, die noch heute als offenes Angebot im Familientreffpunkt Kurmärkische Straße probt.

Maxi Juhnke liebt die Geschichten so sehr wie ihre Inszenierung. Das erklärt den Erfolg ihrer Themenausstellungen, mit denen sie vor über 20 Jahren im Café der Kiezoase begann und die sie bis heute im Rahmen von biographischen Kunstprojekten in der Kurmärkischen Straße kuratiert. Für „Das Poesiealbum der letzten 100 Jahre“ gründete sie einen Leihgeberpool, durch den die Schätze zusammen kamen. In dieser Zeit wurde Maxi ein großes rundes Giebelfenster angeboten, Doppelfenster. „Ich hatte also acht Viertel und habe damit das Café in einen Schweizer Käse verwandelt.“ Maxi hatte aus den Fensterteilen flugs Vitrinen gebaut und die Exponate darin ausgestellt – das war 1993!

Andere Ausstellungen folgten wie: „Die Serviette – ein nicht wegzudenkendes Utensil unserer kulinarischen Kultur“, „Champagnerrausch und Kohldampf“, „Lebensreisen – Lebens-



welten“. „Die Fenster“, sagt Maxi Juhnke, „das ist mein Flitz. Du guckst ja in ein Leben rein, in ein Leben von anderen und das wird noch mal durch ein Fenster verdeutlicht.“

Uwe Gottschling

Seelsorge auf Augenhöhe

Er geht in die Hocke bis er mit dem 2-jährigen Theo auf Augenhöhe ist und versucht zu verstehen, was Theo will. Theo schaut ihn aufmerksam an und bekommt einen genauso auf-



merkamen Blick zurück. Uwe Gottschling hat „einen Draht zu Kindern“, sie mögen ihn, vielleicht, weil sie spüren, dass er sie ernst nimmt, wie er jeden Menschen ernst nimmt.

Er hört zu, manchmal drei oder vier Stunden, wenn Angehörige über ihren Verstorbenen reden. Er ermuntert sie, sich zu erinnern: an schöne Momente, an ein Lachen, an Nähe, an Vorlieben und Neigungen bis ein Bild entsteht von dem Menschen, über den er sprechen wird. Uwe Gottschling gestaltet christliche Trauerfeiern für Menschen, die der Amtskirche zwar den Rücken gedreht, den christlichen Glauben aber damit nicht abgelegt haben.

Uwe Gottschling ist Theologe. Begonnen hat er das Theologie-Studium an der Humboldt-Universität in Berlin-Ost, beendet hat er es an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg. Dazwischen liegen die friedliche Revolution, der Fall der Mauer, der Zusammenbruch der kommunistischen Systeme, für viele wurde auch die Welt einmal auf den Kopf gestellt. Uwe Gottschling wollte Pfarrer werden, damals in der DDR, weil man unter dem Dach der Kirche „richtig viel be-

„Ich wollte in der Kirche der Ansprechpartner sein, in der heutigen Zeit würde ich Sozialpädagogik studieren.“

wirken und positiv verändern konnte“, wie er sagt. Es kam anders: Uwe Gottschling durfte ausreisen einen Monat bevor die Grenzen geöffnet wurden. Er hatte geheiratet, eine Freundin aus dem Schwarzwald, und dorthin ging erst mal die Reise, nach Lörrach. Auf anfängliche Erleichterung folgte Ernüchterung: anständige Gardinen und Mülltonne putzen. Welch ein Kontrast zu den Problemen, derentwegen er mit seinen Freunden wenige Wochen zuvor noch in Ostberlin demonstriert hatte. Pfarrer und Seelsorger wollte Uwe Gottschling sein, Theologe und Manager sollte er werden – das Vikariat in Oberkirch bestätigte es: nichts passte zusammen, nur das Heimweh wuchs. Er ging nach Griechenland ins Land seiner Träume, er lernte griechisch an der dortigen Universität und er traf eine Entscheidung.

Uwe Gottschling ist ein Mensch, der in sich ruht. Er macht, was er für gut und richtig hält: Er versorgt Parkinson-

Kranke, betreut mehrfach schwerstbehinderte Menschen, er hat Hauswartsarbeiten übernommen, als Sozialhelfer in einem Obdachlosenheim gearbeitet. Er hört Menschen zu, die reden wollen, fragt, zeigt Interesse, spielt Geige im Kiezorchester Schöneberg, steht im Kiezcafé hinter der alten Theke und erfüllt Wünsche, große und kleine. Er ist Vater einer Tochter, verheiratet in 2. Ehe mit Neda, einer gebürtigen Iranerin. Ihrer Tochter gaben sie den vielsagenden und schönen Namen: Donya – die Welt! Ehrenämter und bezahlte Arbeit sind gleichwertig für Uwe Gottschling. Zum Leben reicht es, sagt er. „Es gibt diesen schönen Satz von Jesus: Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“ Er hat Gottvertrauen und das gibt er weiter: „In der heutigen Zeit würde ich vielleicht Sozialpädagogik studieren.“

Amela und Monique

Himmelsstürmerin und Erdenmädchen

Jeans, Pullover, Stiefel, helle Augen die eine, dunkle die andere, zierlich beide, Schwestern. Wenn ich Euch eine Woche schenken könnte zur freien Verfügung, wohin ginge die Fahrt? England, nein, lieber Mexiko, kommt es aus Amela. Warum? Weil ich so gerne Tachos esse. Monique überlegt länger: Die Ostsee, aber nur vom Hotel-pool aus! Ja, im Meer kann man doch nicht richtig schwimmen. Schwimmen gehört zu den Fortbewegungsarten, die Monique mag. Sich aufs Wasser legen, treiben lassen, in den Himmel schauen, alles fast schwerelos, jede Welle würde stören, nur Fliegen ist schöner. Vom Fliegen träumt Amela, einen Segelflugschein will sie machen, Fallschirm springen, die dunklen Augen leuchten. Klettern, bergsteigen und wandern. Sie fährt Skateboard, umrundet das Tempelhofer Feld auf dem Longboard. Sie liebt die Seen und das Meer, den kalten Winter und die Farbe blau. Pink, sagt Monique, pink

und ein sehr helles Blau, das sind ihre Lieblingsfarben und fliegen mag sie gar nicht. Höhenangst. Tief darf es auch nicht sein. Monique mag nur „sichere Sachen auf dem Boden“, sie liebt den Sommer, die Wärme und Radio Energy. Der Winterfeldtplatz gefällt ihr besser als das Tempelhofer Feld.

Die 15-jährige Amela und die 14-jährige Monique gehören zum Kreis der im Kiezcafé ausgebildeten Babysitter/innen. Am Schwarzen Brett in ihrer Schule hatte Amela den Hinweis auf den Babysitterkurs entdeckt und war dann einfach ins Kiezcafé spaziert. Es ging um Spielepädagogik, Erste Hilfe bei Babys und um die Pflege.“ Wir haben gelernt, worauf man bei Babys achten soll,“ sagt Amela, „wenn sie 8 Wochen, 12 Wochen oder ein Jahr alt sind.“ Monique und Amela kommen regelmäßig in die Kiezoase, spielen mit den Kindern während sich die Mütter ungestört im Café unter-

„Am Schwarzen Brett in ihrer Schule hatte sie den Hinweis auf den Babysitterkurs entdeckt.“

halten können. Ein Dienst, für den sie entlohnt werden, kein ganz unwichtiger Aspekt für Menschen ihres Alters. Amela und Monique gehen beide gerne shoppen: Ohrringe, Taschen, T-Shirts, Wimperntusche und Nagellack stehen hoch im Kurs und belasten das Taschengeld-Budget. Beide fahren sie gerne nach Steglitz in die Einkaufspassagen, der Boulevard gleicht einem Laufsteg, auf dem gezeigt wird, was angesagt ist. Sie treffen Freundinnen zum Reden, Eisessen, Herumlaufen – kommunizieren ist wichtig. Beide besitzen Laptops, Tablets, Handys. Amela ist meistens „on“, Moniques Akku nicht selten leer. Amela skypet gerne, Monique zieht Facebook vor. Amela mag Mathe, Monique muss lange überlegen, ob sie Schule überhaupt mag. Vielleicht das Wahlpflichtfach: Wirtschaft, Arbeit, Technik, weil das Arbeiten mit Holz und Metall etwas Praktisches ist. Ein Wunsch, ein Traum, wie müsste es sein, dass es

gut ist? Ein Praktikumsplatz in einer Kita und bessere Noten in der Schule, sagt Monique spontan. Amela hat eigentlich schon alles gesagt. Ein Berufswunsch? Psychologie wäre ein



mögliches Studienfach. Vielleicht Erzieherin, überlegt Monique bevor die eine zum Friseur muss und die andere zum Kieferorthopäden.

Ingeborg Stiborsky

Mal was anderes

Wenn sie von Brasilien erzählt, von den Eindrücken im Urwald und am Amazonas, leuchten ihre Augen. Wenn sie von einer besonders gelungenen Theateraufführung spricht, wird sie

ganz weich, voller Sympathie und Zuneigung. Eine gewachsene Gruppe sei das, viele schon von Anfang an dabei, sie arbeitet gerne mit den Frauen und es gefällt ihr, zu sehen, wie und in wel-



temporeicher in der Rede, spart nicht an Superlativen, bricht Begeisterung aus ihr heraus. Wenn sie aber nach ihrer Malgruppe gefragt wird, gewinnt ihre Stimme noch mal an Tiefe, wird

che Richtung sich ihr Können und ihre Kreativität entwickelt.

Ingeborg Stiborsky wird 1944 in Opava/Tschechien geboren. Über Kindheit und Jugend erzählt sie wenig, ihre

„Mal was anderes lässt im Café Bilder sprechen.“

künstlerische Begabung und ihr Interesse müssen jedoch schon damals aufgefallen sein. In den 60er Jahren studiert sie an der Académie des Beaux-Arts in Paris. Es gefällt ihr und sie wäre gerne dort geblieben, aber das Studium war nicht zu finanzieren. Sie geht nach Mainz an die Werkkunstschule, studiert dort Grafik und Innenarchitektur, als Brotberuf, wie sie sagt. Der Direktor des Schauspiels sucht jemanden von der Werkkunstschule, der ihm die Ausstattung macht und findet Inge, die nun 1969 ihr erstes Bühnenbild entwirft. Es folgen Theater in Zürich, Düsseldorf, Saarbrücken, Berlin – ein Nomadenleben. Ein Text erschließt sich auch über das Bühnenbild, der dramaturgische Teil ihrer Arbeit macht ihr Spaß. „Die Überlegung mit dem Regisseur: Was gibt uns das Stück? Warum machen wir das überhaupt, das war immer spannend.“ Ausstattung für Film und Fernsehen kommen hinzu. Sie arbeitet mit Rosa

von Praunheim zusammen, in *Stadt der verlorenen Seelen* und *Unsere Leichen leben noch*. „Es war anstrengend“, sagt sie im Rückblick, „der Filmmacher hat oft das Konzept in Frage gestellt und neue Ideen entwickelt. Irgendwann kurz vor Drehbeginn geht das nicht mehr, denn man mietet Räume an, kauft Material, sucht Werkstätten.“ Müde vom Normadenleben geht Ingeborg nach Berlin. Mitte der 90er Jahre macht sie Schluss mit der Theater- und Filmarbeit. Die Sehnsucht, selbst zu malen, nicht nur für andere zu entwerfen, ist gewachsen. Sie mietet ein Atelier und irgendwann übernimmt sie die Bastelgruppe, aus der sich unter ihrer Regie die Malgruppe entwickelte. „Mal was anderes“ lässt im Café Bilder sprechen. Auf „Köpfchen Köpfchen“, eine Reihe von Porträtstudien folgen „Landschaften und Berge“. Die Arbeit mit der Gruppe, sagt sie, ist auch ein kreativer Akt.

Joanna Kalkowski und Selda Altin

Die weite Welt für Jung und Alt

Es ist der fruchtig-erdige leicht angebrannte Duft eingekochter Pflaumen, eine träge dunkellila-braune Masse, die stundenlang vor sich hinköchelte in großen Kupferkesseln über den

ihr baute, das eigene Boot, der kleine Garten, den sie anlegen durfte, die Sense, mit der sie umgehen lernte, das Butterfass der Großmutter. Mit dem Land, den Geschichten und der



Holzfeuern. An diese Bilder und Gerüche erinnert sich Joanna Kalkowski, sie gehören zu ihrer Kindheit im unteren Weichseltal in Polen. Genauso, wie das kleine Haus, das der Großvater

Liebe der Großeltern ist Joanna aufgewachsen, bevor sie mit den Eltern ins deutsche Flensburg zog in eine andere Welt, in der alte Menschen nicht selten an den Rand und in Altenheime

„Sie haben beide etwas für sich entdeckt.“

abgeschoben werden. Mag sein, dass hier die Gründe liegen für ihren späteren Berufsweg.

Nach der Schule macht Joanna Kalkowski eine Ausbildung zur Krankenschwester, engagiert sich in der Aidshilfe, da die Ausgrenzung der Erkrankten sie empört. Joanna ist kreativ: sie fotografiert, gestaltet, trägt sich mit dem Gedanken, Produktdesign zu studieren und stellt fest, dass die Regeln, die in dieser Branche gelten, nicht ihre sind. Sie studiert soziale Arbeit an der katholischen Fachhochschule in Berlin, entdeckt 2006 ein Angebot der Kiezoase für ein Praktikum in der Seniorenarbeit und weiß: das ist es. Sie steigt ein, ist da und füllt ihre Projekte mit Ideen und Leben. Heute leitet sie u.a. die Donnerstagsgruppe für Senioren, neuerdings auch den Mütter-Baby-Treff. Der ist besonders wichtig, weiß sie als junge Mutter.

Selda Altin hört aufmerksam zu. Das sind Seldas große Stärken: beobach-

ten, zuhören, reflektieren. Selda mit den klugen, freundlichen Augen hinter der dunklen Brille. Die Kinder mögen sie, sie mag die Kinder. Als sie ihr Praktikum im November 2013 beginnt, kann sie auf praktische Erfahrung in der offenen Jugendarbeit und Einzel-fallhilfe zurückblicken. „Hier landete ich bei *Komm vorbei*“ und es hört sich an, als hätte sie etwas für sich entdeckt. Es macht ihr Freude, mit Kindern zu spielen, mit ihnen die Welt zu entdecken. Sie hat einen Fragebogen entwickelt, der die Bedarfe der Kiezbewohner neu zu ermitteln hilft. Selda Altin ist in Deutschland in eine türkische Familie hineingeboren worden. Die Mutter legt Wert auf Integration, will, dass die Kinder auf Gymnasien kommen und sich dann beruflich frei entfalten können. Selda entscheidet sich für Soziale Arbeit mit Kindern und Jugendlichen – da sieht sie „Potentiale und Möglichkeiten, die weite Welt“, das genießt und stärkt sie.

Sibylle Hartung

Neue Wege gehen

Ein schmales Gesicht unter einem silbergrauen kurzgeschnittenen Pagenkopf, ein abwartender aufmerksamer Blick hinter einer dezenten Brillenfassung, gerne Ton in Ton gekleidet, das



ist Sibylle Hartung. Da steht sie auf den Sommerfesten und Babytrödelmärkten hinter einem Tapeziertisch, der zur einen Hälfte mit gestrickten Strümpfen in jeder Farbe und Größe

und zur anderen mit fair gehandeltem Tee, Kaffee und Schokolade eingedeckt ist, alles Produkte, die auf ihr Engagement zurückgehen. Sibylle Hartung leitet die Strickgruppe, organisiert den Eine-Welt-Laden und geht regelmäßig in die Kitas zum Fingerhäkeln mit den Kindern. „Wenn jemand noch mal eine exponierte Stellung einnehmen will“, sagt sie, „dem rate ich immer: Mach ein Ehrenamt. Das Ehrenamt ist immer eine winwin-Situation. Hier braucht man dich, hier kannst du dich einbringen, hier wirst du wahrgenommen und wertgeschätzt.“

Fallingbostel 1945 im März – noch ist Krieg, das Stalag XI B Fallingbostel wird erst im April befreit. In diesem Kriegsgefangenenmannschaftsstelllager waren bis zu 100.000 Kriegsgefangene aus Belgien, Frankreich, Polen und aus der Sowjetunion interniert, für die meisten ein Zwangsarbeiter-, für viele hundert ein Todeslager. Nach der Befreiung ziehen Flüchtlinge ein, riesige

„Hier braucht man dich, hier kannst du dich einbringen, hier wirst du wahrgenommen und wertgeschätzt.“

Trecks traumatisierter Menschen, die aus dem Osten kommen. Vor- und nach der Befreiung ein Vielfaches der Stammbevölkerung. Hier wird Sibylle „reingeboren“, wie sie sagt, in eine altingesessene Familie. Sie ist das erste Kind einer 22 Jahre jungen Mutter, der Vater Arzt, beide hatten sich im Krankenhaus Westend kennengelernt. Drei Kinder werden noch folgen. „Zu Hause war immer nur Arbeit und Härte“, sagt Sibylle. Man baute auf, fragte wenig, jammerte nie. Die Kinder „liefen“ nebenbei. Sibylle hat die Mutter mal in den Arm nehmen wollen, es wurde verwehrt: Das tut man in unserer Familie nicht. Selbst traumatisiert konnten viele dieser Generation keine Nähe geben und hinterließen bei ihren Kindern Leerstellen. Sibylle musste andere Wege gehen, kam auf die Freie Waldorfschule nach Benefeld, „Erziehung zur Freiheit“! Ein Glücksfall? Vielleicht. Zur Krankenschwesterausbildung ging sie nach Berlin, danach in die Schweiz.

Es folgten Jahre der Wanderschaft, alle zwei Jahre ein Ortswechsel, das macht müde. Zurück. Wohin? Nach Fallingbostel? Undenkbar, sagt Sibylle und erzählt eine Geschichte vom Tag der goldenen Konfirmation, ein heißer Tag. „Und meine Mutter fragte: Hast Du Strümpfe an? Zur Kirche zieht man Strümpfe an.“ Nach Fallingbostel, undenkbar! Sibylle ging zurück nach Berlin. Angekommen, sagt sie, ist sie aber eigentlich erst durch die Kiezoase. Irgendwann hatte sie erkannt, wenn „ich mir jetzt nicht neue Wege suche, falle ich in ein Loch, wenn ich in Rente gehe.“ In der Kiezoase in der Gruppe 50plus hat sie gelernt, in Gemeinschaft zu gehen. Vor einigen Wochen starb die Mutter. „Ich wünsche Euch alles Gute“, waren ihre letzten Worte. Sibylle Hartung kann raustreten aus der Mutter-Tochter-Beziehung und neue Wege gehen, ihre Wege!

Graziella Cosperec

Wie ein Puzzle, das zusammen passt

Sie hatte sich einen langen grünen Samtmantel gekauft, war von der Goltz- in die Barbarossastraße gelaufen, stand vor den Fenstern des Kiezcafés und entdeckte dort diesen Zet-



tel: Ehrenamtliche gesucht! Graziella erinnert sich, als wäre es gestern gewesen. Das Sofa war ihr aufgefallen. Wie gemütlich, hatte sie gedacht und, das könnte etwas sein. Sie war nicht

gleich eingetreten, sie hatte angerufen, sie könne nicht unter so vielen Menschen sein, wolle aber etwas tun. Sie solle kommen, es versuchen, hatte Anna gesagt. Anna mit den lachenden Augen und dem zugewandten Wesen. Anna hatte gespürt, dass es Graziella nicht gut ging. Anna hatte zugehört und irgendwann gefragt, ob Graziella basteln könne. Und dann hat sie im Kiezcafé angefangen, mit Kindern zu basteln. Das, sagt Graziella, war mein Weg, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Graziella ist Französin mit einem Zuhause in Deutschland. Seit 1984 lebt sie in Berlin. Ihre Tochter ist hier geboren und wie „eingedeutscht“ sie inzwischen ist, das merkt sie, wenn Freunde aus Frankreich kommen und sich über Graziellas Geduld an roten Ampeln wundern. Mit Graziella kann man sich in Surrealitäten hineinreden, dann wird die PET-Flasche zum Puppenkopf, der Kronkorken ist nicht län-

„Kreativ sein, das ist gut fürs Gehirn. Ich habe das Gefühl, ich keime, das ist für mich Leben.“

ger ein Flaschenverschluss und Strohalme, Gitarren, Dosen bekommen ein Eigenleben, das mit ihrer eigentlichen Funktionsbestimmung nichts mehr zu tun hat. „Wir haben alles zur Verfügung, man muss den Gegenstand nur aus seinen Zusammenhängen herauslösen, dann hat man etwas Neues.“ Das Neue sind Puppen, die sie mit Rebecca Busch bastelt. „Kreativ sein, das ist gut fürs Gehirn. Ich habe das Gefühl, ich keime, das ist für mich Leben.“

Das Kiezcafé ist ihr zweites Wohnzimmer und die Menschen, die hier arbeiten, sind Freunde geworden. Das ist wie ein Sechser im Lotto. Wir sind, sagt Graziella, ein Puzzle, das zusammen passt.

Graziella hat ihren Weg gefunden. Sie liebt ihre Arbeit mit behinderten Menschen. Sie kann sich über eine Blume, einen Sonnenstrahl, ein Lachen freuen. Sie beobachtet gerne und entwickelt eine Geschichte im

Kopf. Der grüne Samtmantel ist ihr zu eng geworden, trennen mag sie sich nicht von ihm. Gekauft hat sie ihn eigentlich nur wegen der Kapuze: eine lange dreieckige mit einer Glocke da-



ran. Manchmal kauft sie Sachen, nur, weil ihr die Knöpfe so gut gefallen. Es gibt für alles eine Zeit.

Sie sind willkommen!

von Jutta Burdorf-Schulz

Leiterin des Nachbarschafts- und Familienzentrums Kiezoase seit 2006

Es ist ein Zufall, dass unser Jubiläum 25 Jahre Café Kiezoase mit den Feierlichkeiten zum Gedenken an den Mauerfall in unserer Stadt zusammenfällt. Kein Zufall war es, dass alle Nachbarschaftsheime, und so auch das erste junge Treff-Café der Kiezoase, damals im November 1989 für Besucher/innen aus dem Ostteil der Stadt die Türen rund um die Uhr geöffnet hielten. Es ist die Nachbarschaftsidee, die beide Ereignisse verbindet: das Menschen sich ohne Zwang begegnen und bereichern können.

Ich persönlich freue mich auch als Späteinsteiger sehr über dieses tolle Jubiläum!

Ich begleite die Kiezoase jetzt seit acht Jahren als Leiterin des Hauses und bin sehr froh und auch ein wenig stolz, dass ich zur lebendigen Weiterentwicklung meinen Teil beitragen kann.

Gemeinsam mit hoffentlich den zahlreichen Leser/innen dieser Broschüre, genieße ich die Geschichten der

Menschen, die auf dem Sofa im Café Platz nahmen und von sich, einem Teil ihres Lebens und ihrer Verbindung zur Kiezoase erzählten.

Als im Jahr 1989 erstmals das Treff-Café öffnete, war dies nur möglich, durch das große Engagement von Bewohner/innen im Stadtteil und Mitarbeiter/innen des Nachbarschaftsheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses. Entstanden aus der Idee, einen Treffpunkt für Jung und Alt ins Leben zu rufen, entwickelte sich in den folgenden Jahren eine wichtige Anlaufstelle und ein Ort der Begegnung und Verwirklichung für viele Besucher und Besucherinnen. Getragen von dem Wunsch, einen einladenden und leicht erreichbaren Ort für alle Interessen der Menschen zu schaffen, lebt dieser Gedanke weiter und weckt immer wieder neue Ideen.

25 Jahre später blicken wir nicht nur zurück, sondern eröffnen mit einem neu geschaffenen Zugang zum Café

eine Sommerterrasse auf dem in direkter Nachbarschaft befindlichen Spielplatz. Dies war nur möglich durch eine lebendige und zugewandte Kooperation mit vielen Mitarbeiter/



innen des Bezirks Tempelhof-Schöneberg. Die Idee wurde von Besucher/innen und meinen Kolleg/innen des Familien- und Nachbarschaftszentrums Kiezoase gemeinsam entwickelt.

Sie wünschen sich, dass der Spielplatz ein lebendiger Treffpunkt für Kinder und Familien und die Nachbarschaft wird. Diese Entwicklung trägt zu einer weiteren Öffnung in den Kiez bei. Weitere neue Ideen und Initiativen von vielen Menschen werden hoffentlich auch in Zukunft aufgegriffen und verwirklicht werden.

In dieser Broschüre erfahren wir, wie Menschen in der Kiezoase ein Stück Heimat gefunden haben, welche Spuren sie hinterlassen haben und welche Akzente sie gesetzt haben. Für mich als Leiterin der Kiezoase sind es wahre Schätze, die mich bestärken, weitere neue Wege der Begegnung und des gemeinsamen Gestaltens mit allen Beteiligten zu finden.

Der erste Kontakt mit neuen Besucher/innen ist häufig geprägt durch anfängliche Unsicherheit. Viele Menschen erfahren in ihrem Alltag in Institutionen und im öffentlichen Diskurs nur wenig Anerkennung und echtes

Interesse an ihren kleinen und großen Sorgen und Problemen. Insbesondere für Menschen in schwierigen Lebenssituationen ist es nicht einfach, gesellschaftliche Akzeptanz zu erfahren. Das Menschen sich selbst mit ihren Kompetenzen wahrnehmen können und von anderen gebraucht und geschätzt werden, das ist unser Ziel und unsere Motivation. Im Mittelpunkt stehen deshalb auch in Zukunft die Potentiale und die Kompetenzen aller Generationen, die wir achten und unterstützen, um bürgerschaftliches Engagement zu ermöglichen und anzuregen.

Besonders wichtig ist es, dass sich auch ‚Neue‘ in die Einrichtung ‚hineinwagen‘ und spüren, dass sie willkommen und zum Bleiben eingeladen sind.

In der weiteren Entwicklung spielt das Nach- und Neudenken der eigenen Haltung stets eine grundlegende Rolle. Weitere Veränderungsprozesse und Neuorientierungen sind bei dem

ständigen Wandel der Interessen und Bedürfnisse der Menschen, eine Herausforderung und brauchen Zeit, Mut und Reflektion.

Mut machen in jedem Fall die 25 wunderbaren Porträts unserer Besucher/innen und Mitarbeiter/innen von gestern und heute in dieser Broschüre. Ich bedanke mich für Ihre Bereitschaft und Offenheit und ganz besonders natürlich bei Jutta Giani, die sich die Zeit genommen hat, uns diese Geschichten zu erzählen.